

# Identität und Erinnerung

Familiengeschichte und die  
Auseinandersetzung mit  
deutscher Zeitgeschichte



**FRIEDRICH  
EBERT**   
**STIFTUNG**

Forum Berlin







# Identität und Erinnerung

Familiengeschichte und die  
Auseinandersetzung mit  
deutscher Zeitgeschichte

Publikation zur gleichnamigen Trilogie  
des Projektes „Gesellschaftliche Integration“  
im Forum Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung

**KULTUR**  
**KONTRASTE**

ISBN 978-3-86872-994-8

Herausgegeben  
von der Friedrich-Ebert-Stiftung  
Franziska Richter

© 2011 by  
Friedrich-Ebert-Stiftung  
Forum Berlin  
Hiroshimastraße 17  
10785 Berlin

Texte:  
Dr. Angela Borgwardt

Redaktion:  
Franziska Richter, Dr. Angela Borgwardt  
unter Mitarbeit von  
Flora Bolm und Gaby Rotthaus

Fotos:  
Cover: Evelyn Richter  
Innen: dpa Picture Alliance, Katja-Julia Fischer,  
Peter Himsel, Wilhelm Schulze, Steffen Unger,  
Manfred Vollmer  
Abdruck der Fotos mit freundlicher Genehmigung  
des Archivs der Sozialen Demokratie

Bei einigen Fotos konnten trotz Recherche die  
Urheber nicht ermittelt werden. Rechteinhaber  
mögen sich bitte melden.

Gestaltung:  
Pellens Kommunikationsdesign GmbH

Druck:  
Druckerei Braul, Berlin

[www.fes.de/integration](http://www.fes.de/integration)

**STIFTUNG**  
DEUTSCHE KLASSENLOTTERIE BERLIN

# Inhalt

Vorwort	7
I Familiengeschichte und die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit	11
Lesungen aus:	
Sabrina Janesch: Katzenberge	12
Minka Pradelski: Und da kam Frau Kugelmann	25
Diskussion	36
II Familiengeschichte und die Auseinandersetzung mit der Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands	53
Lesungen aus:	
Peggy Mädler: Legende vom Glück des Menschen	54
Hans-Ulrich Treichel: Der Verlorene	64
Diskussion	76
III Familiengeschichte und die Reflexion über Zuwanderung und Integration	97
Lesungen aus:	
Selim Özdogan: Heimstraße 52	98
Abini Zöllner: Schokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder	115
Diskussion	124
Biografische Angaben zu den Mitwirkenden	141
Fotoalbum zu den Veranstaltungen	144



## Vorwort

In den letzten beiden Jahren wurde wichtiger Ereignisse deutscher Zeitgeschichte feierlich gedacht: Dazu gehörte der 65. Jahrestag der Befreiung von der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft am 8. Mai 2010, der 20. Jahrestag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2010 und der 50. Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens am 30. Oktober 2011. In den begleitenden öffentlichen Debatten war neben der Besinnung und kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit auch ein zunehmendes Bedürfnis nach kollektiver Selbstvergewisserung spürbar: Wer waren wir? – Wer sind wir? – Wer wollen wir sein?

Damit stellten und stellen sich auch Fragen nach einer gemeinsamen Identität: Welche Rolle spielt hier unsere Geschichte? Wie verhalten sich Erinnerungen als persönliche erlebte Geschichte zur „objektiven“ Geschichtsschreibung? Und wie ist das Verhältnis von Erinnerung und Identität zu bestimmen?

Eine aktive Erinnerungskultur als kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist für eine offene Gesellschaft unerlässlich. Denn die Art und Weise, wie sich kollektive Erinnerungen entwickeln, wie sich bestimmte Sichtweisen auf Vergangenes im öffentlichen Diskurs durchsetzen und wie historische Lasten verarbeitet oder verdrängt werden, sagt viel über das Selbstverständnis und den Zusammenhalt einer Gesellschaft aus.

Erinnerungen mitteilen heißt Erinnerungen teilen, es bedeutet, den subjektiven Erfahrungsschatz aus der Vergangenheit in etwas Gemeinsames aufgehen zulassen. Sich persönliche Biografien erzählen – und also erin-

nern – verbindet unterschiedliche Erfahrungswelten und integriert individuelle Sichtweisen in kollektive Geschichte. Das Gleiche geschieht im intergenerationellen Zusammenhang: Die Jüngeren verarbeiten die Erinnerungen der Älteren vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen und Wertungen und tragen so Geschichte weiter. Wo dies aber unterbleibt, hinterlässt Unausgesprochenes Verständnislosigkeit, manchmal gar Gräben zwischen den Generationen. Tabus bleiben mitunter lange Tabus, es entstehen „Mauern des Schweigens“.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob kollektive Identität in einer vielfältigen, individualisierten Gesellschaft überhaupt möglich ist: Welches Zusammengehörigkeitsgefühl und wie viel gemeinsame Erinnerung brauchen wir? Wie verständigt man sich darüber in einer Gesellschaft? Wie sieht Erinnerungspolitik heute aus und welche künftige Erinnerung wünschen wir uns?

Das Projekt „Gesellschaftliche Integration“ der Friedrich-Ebert-Stiftung befasst sich im Rahmen der KulturKontraste in der Reihe „Identität in einer globalisierten Welt“ mit Fragen von Zusammenhalt, Identität und Zugehörigkeit. In den vergangenen Jahren standen die Themen „Heimat“ (2009) und „Glück“ (2010) im Mittelpunkt; im Jahr 2011 ging es um die Frage, welche Rolle Erinnerung für die Identität und das Selbstverständnis einer Gesellschaft und ihren Zusammenhalt spielt. Dieses Thema wurde in der Trilogie „Identität und Erinnerung“ anhand dreier wichtiger Etappen in der deutschen Geschichte diskutiert.

In der ersten Gesprächsrunde stand die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit im Fokus: Welche Rolle spielt die Erinnerung an den Nationalsozialismus für unsere Gesellschaft? Wie haben die Verbrechen des „Dritten Reichs“ unsere historische Erinnerung verändert, welche bleibenden Spuren haben sie in der Gegenwart hinterlassen? Wodurch ist die Aufarbeitung gekennzeichnet, welches Verhältnis zeigt sich zwischen erster und zweiter Generation? Wie könnte eine angemessene Erinnerungskultur in Zukunft aussehen?

Die zweite Gesprächsrunde beschäftigte sich mit der deutschen Teilung und Wiedervereinigung: An welche Ereignisse und Zeitphasen erinnern sich die Menschen in Ost- und Westdeutschland vom Kriegsende bis zur Wiedervereinigung besonders? Welche Erinnerungsmuster und Geschichtsdeutungen bestanden und bestehen, wo liegen die Unterschiede, wo gibt es Gemeinsamkeiten zwischen Ost und West? Welche Diskurse wären in der Zukunft wünschenswert, um die „Mauer in den Köpfen“ weiter abzutragen?

Das dritte Gespräch widmete sich dem Prozess des Zusammenwachsens in einem geeinten Deutschland, der die Zugewanderten einschließt: Welche spezifischen Erinnerungen bringen die Zugewanderten aus unterschiedlichen Regionen und Kulturen mit und wie fließen diese in unsere Gesellschaft ein? Wie kann die Zuwanderungsgeschichte weitergegeben und als Bestandteil in unserem Geschichtsbewusstsein stärker verankert werden?

Am Beginn jeder Veranstaltung lasen Schriftstellerinnen und Schriftsteller verschiedener Herkunft und Generationen Auszüge aus ihren Werken, die sich in Form erzählter Familiengeschichte auf ganz unterschiedliche Weise mit der Vergangenheit auseinandersetzen. Anschließend kamen die Autorinnen und Autoren mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ins Gespräch, die sich in ihrer Arbeit intensiv mit den Themen Erinnerung und Identität befassen.

In den Diskussionen wurde deutlich, dass Literatur ein zentrales Medium der Repräsentation und Konstruktion von Erinnerungen und Identitäten ist, sowohl auf individueller wie auch auf gesellschaftlicher Ebene. In der Verbindung von künstlerisch-subjektivem Blick und analytischer Perspektive ergaben sich ungewöhnliche und erhellende Einsichten. Dabei zeigten sich häufig erstaunliche Übereinstimmungen zwischen persönlichen Erinnerungsgeschichten und Ergebnissen der Erinnerungsforschung. Für die vorliegende Publikation wurden die Textausschnitte aus den Lesungen dokumentiert und die anschließenden Diskussionen thematisch-analytisch aufbereitet.

Wir haben nur so viel Zukunft, wie wir ein Bewusstsein für unsere Vergangenheit haben – darauf verwies der Philosoph Ernst Bloch. Darüber hinaus braucht Zukunft auch das Vertrauen in die Möglichkeit, jetzt etwas ändern zu können und den Mut, neue Wege zu gehen. Erzählen wir uns also Geschichten, bleiben wir im Dialog über unsere Geschichte, damit wir unsere Zukunft gemeinsam gestalten können: Dazu laden wir Sie sehr herzlich ein und wünschen Ihnen viele interessante Erkenntnisse bei der Lektüre!

*Franziska Richter*  
Referentin des Projektes „Gesellschaftliche Integration“

*Dr. Angela Borgwardt*  
Freie wissenschaftliche Publizistin

## I **Familiengeschichte und die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit**

Lesungen und Gespräch mit:

**Sabrina Janesch**, geb. 1985  
Schriftstellerin

**Minka Pradelski**, geb. 1947  
Soziologin, Schriftstellerin und Dokumentarfilmerin

**Dr. Christian Schneider**, geb. 1951  
Soziologe und Psychoanalytiker

Moderation:

**Dr. Gabriele von Arnim**, geb. 1946  
Soziologin und Journalistin

Zusammenfassung:

**Dr. Angela Borgwardt**  
Politologin und Germanistin, wissenschaftliche Publizistin

# Katzenberge

Sabrina Janesch

## Kurzzinhalt

Im autobiografisch angelegten Roman *Katzenberge* sind zwei Erzählstränge aus Vergangenheit und Gegenwart miteinander verwoben: Erzählt wird zum einen die Geschichte eines jungen Polen, Stanislaw Janeczko, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus Galizien vertrieben und in Niederschlesien angesiedelt wurde. Diese Geschichte wird gespiegelt in der Reise seiner Enkelin Nele, die 60 Jahre später, nach dem Tod ihres geliebten Großvaters, dessen Geschichte erkunden will. Die junge Journalistin, halb Deutsche, halb Polin, reist von Berlin über Schlesien ins östliche Polen und schließlich nach Galizien in der heutigen Ukraine, wo alles begann. Nele möchte herausfinden, was damals geschehen ist und begibt sich auf Spurensuche nach ihrer eigenen Herkunft. Die Geschichte von Vertreibung und Umsiedlung wird anhand einer Lebens- und Familiengeschichte erzählt, doch wird die Geschichte des Großvaters nicht dokumentarisch rekonstruiert, sondern literarisch erschaffen. Fiktives Erzählen und Erinnern gehen eine enge Verbindung ein. Dabei werden nicht nur die Verwundungen der Vergangenheit offengelegt, sondern auch die Möglichkeiten einer besseren Zukunft imaginiert.

**G**roßvater sagte, allein zu sein war Fluch und Segen zugleich. Segen, weil er endlich niemandes Gerede mehr hören musste, seinen eigenen Gedanken und Plänen nachhängen konnte – aber in dem Moment, als er sich dem Unaussprechlichen, dem Körpergewordenen, dem dreimal Vermaledeiten in der Scheune gegenüber sah, verfluchte er seine eigene Sturheit, nicht mit den anderen ins Dorf gegangen zu sein.

Es hat mich die ganze Zeit belauert, sagte Großvater, und ich habe es nicht bemerkt. Ein kühler, abschätzender Blick sei es gewesen, der ihn damals taxiert habe, in aller Ruhe hätte das Wesen, das dort gesessen hatte, seine Ankunft erwartet.

Als sich Janeczko endlich traute, das Haus zu betreten, umfing ihn im Flur ein Schwall süßlichen Geruchs. Merkwürdig bekannt kam er ihm vor.

Jesttamktos?, rief er mehrmals mit belegter Stimme, und als niemand antwortete, stieß er die Tür zur Küche auf und trat ein. Es war niemand da.

Großvater sagte: In einem Meer aus Pilzen standen ein Stuhl und ein Tisch. Auf der Tischoberfläche sei ein besonders zierlicher Pilz gewachsen, den er mit einer raschen Handbewegung weggefegt habe.

Das Fenster war sperrangelweit geöffnet und gab die Sicht frei auf die Katzenberge, die sich jenseits der Mulde ausbreiteten. Sie waren weitgehend kahl; an ihren Hängen wuchs nichts als Gestrüpp, und zu ihren Füßen breiteten sich Sümpfe aus. Das Schilf, das sie umgab, wiegte sich. Großvater wandte den Blick ab und schloss das Fenster.

Der Wind hatte eine dünne Schicht Erde in die Küche geweht, die sich auf den Fußboden und den Tisch gelegt hatte. Keinen Fuß hatte er vor den anderen setzen können, ohne ganze Familien von Pilzen zu zerquetschen: gelbliche auf langen Stielen, orangefarbene Schwämmchen, bräunliche mit schleimigen Kappen.

Auf dem einzigen Schränkchen, das es in der Küche gab, stand eine Tasse aus feinem Porzellan. Sie war sauber. Janeczko traute sich nicht, sie anzuheben, als würde ein Alarm losgehen, wenn er es täte. Rechts neben der Tür befand sich ein riesiger unverputzter Ofen mit Lehmfront. Der unfertige Ofen erweckte den Eindruck, als sei das gesamte Haus eine Anlage, etwas, das einmal ein Haus hätte werden können, aber noch nicht war. Da half das Schindeldach wenig, auch der erste Stock und die Treppe beeindruckten Janeczko nicht – wo es keinen fertigen Ofen gab, gab es kein vollwertiges Haus. In Galizien hatte man die Häuser genau andersherum gebaut: Man begann immer mit dem Ofen, seine Mauern waren die genauesten und stabilsten, die Kacheln sein unverwechselbares Gesicht. Um ihn herum baute man das Haus, das zu seinem Gehäuse wurde. Wenn man von draußen kam, sagte Großvater, und gefragt wurde, wohin man gehe, sagte man nicht: nach Hause, sondern: zum Ofen.

Auf der Fensterbank der Küche lag eine Zeitung, die er mit spitzen Fingern aufgehoben und auf den Tisch hatte fallen lassen, auf die Stelle, wo vorher der Pilz gewachsen war. Großvater sagte, er habe nicht begriffen, was dort auf Deutsch geschrieben stand, aber auf der Titelseite habe eine polnische Flagge geweht.

Im Zimmer, das an die Küche grenzte, reichte der wilde Wein durch das geöffnete Fenster bis weit in den Raum. Seine Ranken hielten das Kanafee und das Nachttischlein eng im Würgegriff. Draußen senkte sich bereits die Dämmerung über den Garten und die Weiden. Eigentlich hatte Großvater noch den Keller und Dachboden untersuchen wollen, auch in der Scheune war er nicht gewesen; er wusste nicht, was sich darin versteckte.

Als er vor dem Kanapee stand, reichte seine Kraft gerade noch dafür aus, die dicksten Ranken zur Seite zu schieben und sich auf das Blätterbett zu legen. Dann schlief er ein.

Es war spät, als ich das Radio endlich ausschaltete und mich vom Garten und den Hügeln abwandte. Auf der Fensterbank lag ein kleiner Spiegel, vor dem Großvater sich immer rasiert hatte. Ich nahm ihn in die eine Hand und fuhr mit der anderen die Konturen meines Gesichtes entlang.

Tante Aldona hatte wahrscheinlich vergessen, ihn zu verstecken, denn bis zum Zeitpunkt der Beerdigung durften keine Spiegel im Haus herumliegen. Die Seele, die noch umherirrt, könne sich sonst darin spiegeln und solch einen Schrecken bekommen, dass sie für immer ins Diesseits gebannt sei. Ich hing an diesen alten Geschichten, an dem ganzen Unfug, wie Mutter sagte.

Im Spiegel sah ich, wie sich eine Spinne abseilte. Mit dem Gesicht nach unten legte ich ihn vorsichtig zurück auf die Fensterbank. Ich war müde, und langsam war es an der Zeit, zu entscheiden, ob ich in Großvaters Zimmer oder unter dem Dach schlafen würde. Langsam stand ich vom Tisch auf, stützte mich dabei so auf, wie Großvater es immer getan hatte, und ging ins Schlafzimmer. Großvaters Bett war frisch bezogen, die dunkelgrüne Tagesdecke sorgsam zurechtgezupft.

Die Vorhänge waren offen, und das orangefarbene Licht der Straßenlaterne fiel herein. Vor einigen Jahren hatte man sie am Feldweg aufstellen lassen, da sich der Sohn vom alten Wiśniewski in der Dunkelheit ein Bein gebrochen hatte. Langsam schoben sich Bilder der vergangenen Tage vor meine Augen: die Redaktion, der Hof hinter der Wohnung in Charlottenburg, die Fahrt nach Schlesien. Gerade als ich mir vornehmen wollte, nicht an ihn zu denken, schickte mir Carsten eine SMS: War bis um zehn im Büro. Jetzt mit Klara und Michael bei Patrick und Ines, leeren eine Flasche Wein. Riesling. Wie war dein Tag?

Ich schleuderte mein Handy auf Großvaters Bett. Plötzlich war ich mir sicher, ihm war entfallen, warum ich eigentlich nach Schlesien gefahren

war. Mich juckte es in den Fingern, ihn anzurufen und ihm zu sagen, dass es mich einen Dreck interessierte, mit wem er Riesling trank, dass mein Tag beschissen gewesen und er der weltgrößte Zyniker war. Doch als ich erneut nach dem Handy greifen wollte, nahm ich draußen, zwischen den Weiden, eine Bewegung wahr, ein Zucken der Äste, als streiche jemand an den Zweigen entlang. Einen Moment lang vermeinte ich, eine Gestalt zu sehen, im Dunkeln, aber da war niemand. Jetzt nur nicht komisch werden, sagte ich leise zu mir selber. Ich war entschlossen, um keinen Preis zu Tante Aldona hinüberzugehen. Früher hatten sich sämtliche Cousins und Cousinen, ich eingeschlossen, verfolgt gefühlt von geheimnisvollen Schatten und Kreaturen, die im Dunkel des Kellers oder eines Gebüschs lauerten. Ich blickte auf das Bett, den mit schwarzem Tuch verhängten Spiegel, und erneut auf das Bett, auf dem noch das Handy lag. An der Wand hing Großvaters und Großmutter vergilbtes Hochzeitsfoto. Großmutter hält einen Wiesenblumenstrauß in der Hand, über ihren weit auseinanderstehenden Augen breitet sich der herzförmige Ansatz ihrer Haare aus. Neben ihr blickt Großvaters markantes Gesicht aus dem Foto, die wehrhafte Nase, tiefliegende, ernste Augen, volles Haar, das er bis zu seinem Tod behielt.

Ich entschied mich, im Dachgeschoss zu übernachten. Auch hier stand ein bezogenes Schlafsofa bereit. Ich musste über Tante Aldona lächeln. Mitsamt den Pantoffeln legte ich mich unter die Bettdecke und schloss die Augen. Ein Geräusch schreckte mich aus dem Schlaf. Ich fuhr auf, mein Herz raste, aber als ich verstand, dass es mein Handy war und das Handy unten lag, war es schon wieder verstummt. Ich tastete nach meiner Brille. Mein Herz raste noch immer. Als das Handy erneut klingelte, rannte ich die Treppe hinunter und hob ab.

Hallo, Prinzessin! Carsten lallte. Im Hintergrund war Gelächter zu hören, Gläser klirrten, jemand versuchte sich am Klavier.

Was willst du, fragte ich leise und stellte mich ans Fenster. Es ist mitten in der Nacht. Ich habe geschlafen.

Ich wollte nur fragen, wann du morgen wieder da bist ... und ob du mich heiratest!

Schnell legte ich auf. Dann wählte ich seine Nummer, aber nicht er, sondern Patrick hob ab. Ich sagte ihm, er könne Carsten ausrichten, dass es noch eine ganze Weile dauern könne, bis ich wiederkäme. Dann legte ich auf, schaltete das Handy aus und ging zu Bett.

Großvater sagte, in der ersten Nacht sei er mehrmals aufgewacht, weil er sich sicher gewesen sei, auf dem Dachboden Schritte gehört zu haben. Kein Trippeln eines Tieres, kein zögerliches Suchen, Tapsen, sondern klare, feste Schritte eines bestiefelten Menschen: erst das leicht knallende Aufsetzen der Absätze, dann das Auftreten und die Gewichtsverlagerung, die die Balken ächzen ließ. Ein Fuß vor den anderen sei da über ihm gesetzt worden; einmal, sagte Großvater, hätten die Schritte sogar den halben Dachboden durchmessen. Um sicherzugehen, dass er nicht träumte, hatte er sich in einem Sekundenbruchteil alle Gutsbesitzer seines galizischen Heimatdorfes aufgesagt, ausgehend vom ersten Hof am Fluss: Khmyelnyckyj, Kovalczuk, Ivancyk, Vasilenko, Piddubnyj, Romanyszyn. Großvater sagte: Als ich ein kleiner Junge war, hat mir meine Mutter anstelle des Vaterunser die Namen unserer ukrainischen Nachbarn beigebracht.

Als Janeczko beim letzten ankam, Wojciechovich, und die Schritte noch immer zu hören waren, fuhr er hoch, löste sich von den Weinblättern und stand pochenden Herzens im Raum. Plötzlich waren die Schritte verhallt, still war es, nichts zu hören, weder auf dem Dachboden noch draußen auf den Feldern. Hatte er sich alles nur eingebildet? Das besonders starke Knallen der Absätze bei Ivancyk, das Knarren eines Balkens bei der letzten Silbe von Romanyszyn?

Verloren fühlte er sich, wie er dastand, mitten im Raum, und sich ernsthaft überlegte, zu den anderen ins Dorf zu gehen, in der Nacht, über die Felder. Was hätte er ihnen sagen können? Dass etwas umging, im Hof am Waldrand? Abgesehen davon lagen die Felder noch in tiefem Schwarz, nur von Zeit zu Zeit gaben die Wolken den Vollmond frei. Janeczko wusste nicht, wovor man sich mehr fürchten sollte: vor dem Innen oder vor dem Außen. Er entschied sich für das Außen und blieb im Haus, im Zimmer neben der Küche.

Entschlossen, nicht wieder einzuschlafen, sondern auf jedes Geräusch, jede Regung zu horchen, setzte er sich auf die Kante des Kanapees. Es blieb still. In der Dunkelheit begann er, einige der jungen Weinblätter und -ranken ineinander zu verknoten. Irgendwann fielen ihm die Augen zu. Die Blätter glitten aus seinen Händen, das stoppelige Kinn rutschte auf seine Brust. Sein Atem ging unregelmäßig.

Nach ein paar Minuten wachte Janeczko wieder auf, weil er dachte, eine Stimme gehört zu haben. Ruckartig richtete er sich auf und sah draußen, auf dem Fenstersims, halb verdeckt vom Weinstock, eine Gestalt hocken.

In dem Moment brach der Vollmond durch die Wolken, und die Augen der zusammengekauerten Kreatur glühten auf. Janeczko machte einen Satz zur Wand und schrie aus voller Kehle: Jesus Christus!

Da sei das Ding verschwunden, sagte Großvater, weggesprungen sei es, und im Mondlicht habe er deutlich gesehen, wie groß es war und wie lang und buschig sein pechschwarzer Schwanz. Das sei der Fluch gewesen, der über den Katzenbergen lag, sagte Großvater, und der ihn fortan heimgesucht habe. Obwohl es ihm gelungen sei, das verzogene Holzfenster zu verriegeln, konnte er danach endgültig kein Auge mehr schließen.

Am Stand des Mondes schätzte Janeczko ab, dass es in Kürze dämmern würde. Bis dahin ging er im Zimmer auf und ab und dachte nach, über das Mal, das die Deutschen zurückgelassen hatten, den Ofen, den er verkacheln würde, und dass er morgen früh als Erstes auf den Dachboden würde gehen müssen, wollte er jemals eine ruhige Nacht in diesem Haus verbringen. Von Zeit zu Zeit schickte er Blicke ans Fenster und an die Zimmerdecke, aber weder zeigte sich das Biest ein weiteres Mal, noch knarrten erneut die Balken über ihm. Großvater sagte, in jener Nacht sei er dem Wahnsinn ganz langsam, Schritt für Schritt, davongelaufen, und schließlich habe er sich in den Morgen hinübergerettet.

Obwohl es schon April war, hatte es sich in der Nacht stark abgekühlt. Fröstelnd wachte ich auf, beugte mich vor und versuchte, durch meine verklebten Augenlider die Uhrzeit auf dem Wecker zu erkennen: 15:23.

Meine Tante hatte wirklich keine Uhr ausgelassen. Ich seufzte und ließ mich ins Bett zurücksinken. Ich hatte unruhig geschlafen, immer wieder hatten mich die trippelnden Füßchen von Mardern und Katzen über mir geweckt, das Blubbern der Bottiche, in denen Onkel Józsek Obst vergären ließ, und das Knarren der Dachbalken. Einmal hatte ich mir eingebildet, vorsichtige Schritte auf der Holzterrasse zu hören, und mich kerzengerade aufgesetzt. In dieser Nacht, nach Großvaters Beerdigung, hatte das Gespenst meiner Kindheit wieder an Kontur gewonnen, und das, obwohl es mit den Jahren zu einem Phantom verblasst war, an das ich mich kaum mehr erinnerte. Das Geräusch war irgendwann verklungen, und ich hatte mich klopfenden Herzens wieder hingelegt. Immer wieder hatte ich Dadjos Stimme gehört, das Entsetzen, das in ihr lag, die genauen Beschreibungen seiner Erlebnisse.

Das Fenster in der Schräge zeigte ein Stück anthrazitfarbenen Himmels, das weder die Nacht noch den Morgen verkündete. Probeweise schloss ich meine Augen, aber der Strudel des Schlafes zog mich nicht mit sich.

Mir fiel das gestrige Telefonat mit Carsten wieder ein. Auf einmal war mir klar: Ich würde tatsächlich länger bleiben. Das musste dringend mit der Redaktion besprochen werden. Später würde ich versuchen, Sibylle zu erreichen.

Ich zog mir die Federdecke über den Kopf und versuchte vergeblich, die Pantoffeln zu finden, die mir von den Füßen gegliedert waren. Mit angewinkelten Beinen lag ich still und lauschte dem Glucksen, das den Alkoholbottichen entwich.

Als Kind hatte ich immer so gelegen, versteckt unter einem Daunenberg, damit das Biest mich nicht fand. Wenn ich mich am nächsten Morgen bei Großmutter beklagt hatte, kaum geschlafen zu haben, hatte sie mit Djadjo geschimpft und ihn beschuldigt, dem Kind sinnlos Angst einzujagen. Dann hatte sie mich auf ihren Schoß gesetzt und gesagt, dass die Hexe Baba Jaga bald käme, um Djadjo in ihrem Sack mitzunehmen. Nach Galizien würde sie dann mit ihm zurückeilen, in ihr Häuschen, das auf einem Hühnerfuß stand und über die Felder lief.

Nach dieser Weissagung war meine Furcht ins Unermessliche gewachsen, und ich wäre nachts unter den Decken fast erstickt. Galizien, hatte es in meinen Ohren gepocht, wenn ich im Bett lag und schwitzte, gleich kommt die Hexe und nimmt Großvater mit nach Galizien, wo Geister, Dämonen, Teufel, Hexen und Waldfeen ihr Unwesen trieben. Die Wälder und Flüsse Galiziens waren, so glaubte ich, stärker bevölkert als die galizischen Dörfer, und es war gar nicht selten, dass man einem Wesen aus der anderen Welt begegnete.

Ich glaubte, es gäbe keinen anderen Weg nach Galizien, als sich von der Hexe Baba Jaga entführen zu lassen, denn eines stand fest: Es war eine Welt, die mit Schlesien nichts gemein hatte, in die man nicht einfach so gelangen konnte.

Die Bettdecke roch nach fettigen Federn. Ich schlug sie zur Seite und sog tief die eiskalte Luft in meine Lungen. Draußen hörte ich den ersten Hahn krähen, es war unwiederbringlich: Ich war wach. Schlaftrunken tat ich die ersten Schritte in Richtung Fenster; die Balken ächzten so laut, als würde ein Fass über sie rollen. Über den Katzenbergen, am Horizont, zeichnete sich ein heller Streifen ab.

Als Kind war ich immer um diese Zeit aufgestanden und mit Tante Aldona zu den Hühnern und zum Schweinestall gegangen. Danach war ich mit verdreckten Galoschen zurück ins Haus gekommen und hatte mich zu Großvater in die geheizte Küche gesetzt. Er hatte dann gesagt: Du hast schon wieder deine Galoschen nicht im Flur ausgezogen, und ich hatte sie ihm hingestreckt, damit er sie von meinen Füßen ziehen und auf den Ofensims stellen konnte. Dann hatten wir zufrieden vor dem Küchenfenster gesessen, die aufgehende Sonne betrachtet und stumm unseren Schwarztee und Kakao getrunken. Der Mist, der an den Sohlen der Stiefel trocknete, hatte einen süßlichen Geruch verbreitet, von Heu, Tier und Körperwärme.

Auch tagsüber hatte Großvater einen Stapel Holzscheite vor den weiß gekachelten, die halbe Küche einnehmenden Ofen gelegt, sie in die eiserne Luke hineingepresst und das Feuer entfacht. Wenn es prasselte, schloss er

das kleine Türchen und setzte erst dann den Teesud auf, von dem er den Rest des Tages zehren würde. Auf der Anrichte stand, dem Ofen gegenüber, der Tula-Samowar, den Großvater an Wintertagen mit ein paar Kohlen fütterte und mit dessen heißem Wasser er den Sud verdünnte. Großmutter hatte ihn dafür immer ausgelacht: Wie kompliziert das ist, Stachu, du könntest dir ja das Wasser auf dem Ofen kochen. Nachdem Großmutter gestorben war, hörte Großvater auf, den Samowar zu benutzen.

Als Janeczko im Dunkel des Zimmers die Umrisse seiner Hand erkennen konnte, stand er auf, schüttelte die Weinblätter von seinen Schultern, nahm sein Gewehr und ging Stufe für Stufe die Treppe zum Dachboden hinauf.

Spinnweben bedeckten die Wände, einzelne Fäden hingen von der Decke und kitzelten seine Ohren. Fahrig strich er sich über den Kopf. Er spannte seine Muskeln an, dann stieß er die Tür auf.

Unter dem Dach war noch Nacht. Es fehlten ein paar Dachziegel, die ersten Strahlen der Sonne drangen durch die Lücken und zerschnitten den Raum. Janeczko war im ersten Moment erstarrt, bereit, alles abzuwehren, was auf ihn einstürmen würde, aber nichts passierte. Seine Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel, und er erkannte tragende und stützende Balken, ein paar verlorene Möbelstücke, die gefangen waren in Staub und Spinnweben. Von der geöffneten Tür drang ein Luftzug. Aus dem hinteren Teil des Speichers ertönte ein träges, fast gemütliches Geräusch. Janeczko kniff die Augen zusammen und trat ein.

Unter seinen Füßen ächzten die Dielen, er fühlte, wie das Holz nachgab, wenn er sein Gewicht verlagerte. Er ging auf ein Schränkchen zu, das ihm am nächsten stand, und fegte mit seinem Ärmel die fingerdicke Staubschicht fort. Im Zwielflicht konnte er eine Einlegearbeit erkennen, eine hellere, verspielte Linie, die sich auf der Front des Schränkchens wand. Birkenholz, dachte er, es war keine Tischlerarbeit, jemand musste sich selber daran versucht haben. Der Knauf glich einem riesigen bonbonfarbenen Knopf. Das Türchen klemmte. Janeczko richtete sich wieder auf.

Als er schon beinahe die Hälfte des Raumes durchschritten hatte, trat er auf eine Diele, die so laut quiekte, dass es klang, als hätte er seinen Fuß auf ein lebendiges Tier gesetzt. Er sprang zur Seite, sein Herz klopfte bis zum Hals. Mit dem Rücken stellte er sich zur Dachwand und untersuchte die Holzstreben über sich. Als das Donnern seines Pulses verebbt war, löste er sich wieder von der Wand. Mittlerweile war es so hell geworden, dass Janeczko auch in die Ecken des Dachbodens hineinschauen konnte, und ihm wurde etwas wohler. Unter einer Lücke im Dach, im Gegenlicht, hing etwas am Dachbalken. Vom Eingang aus hatte Janeczko es für einen etwas unregelmäßigen Stützbalken gehalten. Als er näher getreten war, sah er, dass es unmerklich hin und her pendelte und dass der unregelmäßige Stützbalken ein vertrocknetes, eingefallenes Gesicht hatte, einen Sonntagsanzug trug und sich an einem Strick langsam im Durchzug hin und her bewegte.

Großvater sagte: Herr Dietrich hat sich mit Hut und Krawatte aufgehängt, aber seine Bauernstiefel hatte er nicht ausgezogen und gegen Sonntagschuhe getauscht. Klobiges Schuhwerk sei das gewesen, mit dicker Sohle und doppelt verstärktem Absatz. Der Hut sei ihm vom Kopf gefallen und habe dreißig Zentimeter unter ihm gelegen. Als Großvater ihn aufhob, zerstob eine Mäusefamilie in alle Richtungen. Er ließ ihn wieder fallen und betrachtete den Mann. Blond war er nicht gewesen: Die Haare, die noch auf der Kopfhaut klebten, waren fast schwarz und reichten bis zu den Augenhöhlen.

Janeczko überlegte. Er musste den Mann loswerden, noch bevor er daran denken konnte, seine Frau und den Kleinen zu holen. Schließlich fasste er sich ein Herz und sägte mit seinem Taschenmesser Herrn Dietrichs Seil entzwei.

Dumpf fiel die Leiche zu Boden und blieb so liegen, wie sie vorher gegangen hatte, kerzengerade. Janeczko hockte sich hin, schlug mit spitzen Fingern das Jackett auf und befühlte die Innentasche. Er bemerkte etwas Hartes, griff hinein und zog ein Stück Papier und einen Ausweis heraus.

Der Pass sah ganz ähnlich aus wie der, den man ihm in Galizien ausgestellt hatte, nur dass auf der ersten Seite kein P prangte. Das Foto war herausgerissen, aber darunter war deutlich der Name Dietrich zu lesen. Janeczko steckte beide Papiere zurück in die Innentasche. Dann durchsuchte er die Kommode und das Schränkchen, die auf dem Speicher standen, und fand darin eine zerfressene Decke, in die er Herrn Dietrich einwickelte und die Treppe hinuntertrug.

Großvater sagte, ganz leicht sei er gewesen, wie ein Kind. Unten angekommen, schaffte er ihn durch die Eingangstür hinaus, die Füße voran. Dann legte er ihn in den Morgentau und dachte für einen Moment darüber nach, ob er ihm den Anzug ausziehen sollte. Wie hätte er Maria beeindrucken können, wenn er mit Hut und Anzug zurückgekommen wäre und gesagt hätte: Kochanie, ich habe uns ein Zuhause gefunden. Um den Hals wäre sie ihm gefallen, hätte ihr perlendes Lachen gelacht und gesagt: Wie schön, Stachu, aber weißt du, es war alles nur ein Versehen, und wir können zurück nach Hause. Umgehend verwarf er den Gedanken wieder, nicht ohne ein weiteres Mal zu vermuten, dass die Reise nach Schlesien etwas in seinem Kopf durcheinandergebracht hatte.

Aus:

Sabrina Janesch: Katzenberge

Aufbau Verlag, Berlin 2010, S. 63-75

Abdruck mit freundlicher Genehmigung

# Und da kam Frau Kugelmann

Minka Pradelski

## Kurzzinhalt

In ihrem Roman *Und da kam Frau Kugelmann* erzählt Minka Pradelski die Geschichte einer jungen Frankfurter Jüdin namens Zippy Silberberg, die nach Israel reist, um eine seltsame Erbschaft entgegenzunehmen: Eine jüngst verstorbene Tante hat ihr ein unvollständiges Fischbesteck hinterlassen. Kaum in Tel Aviv angekommen, drängt sich eine kleine rundliche Frau, Bella Kugelmann, in ihr Hotelzimmer und fängt an, Geschichten zu erzählen – Geschichten aus dem kleinen polnischen Ort Bendzin, in dem sie aufgewachsen ist. Frau Kugelmann steht jeden Tag aufs Neue vor Zippys Tür, verschafft sich hartnäckig Einlass und erzählt ihre Geschichten und Anekdoten. Sie muss erzählen, um ihre Erinnerungen weiterzugeben, und sie sagt: Dafür habe sie überlebt. Sie möchte ihr Städtchen lebendig halten, indem sie von einem ganz normalen jüdischen Leben erzählt, bevor die Deutschen kamen und das Leben dieses Ortes unwiederbringlich auslöschten. Durch diese Geschichten eröffnet sich Zippy eine ganz neue Welt, denn von glücklichen Zeiten in Polen hat sie nie zuvor gehört. Ihre Eltern konnten mit ihr nicht über das sprechen, was sie erlebt und überlebt hatten, und so haben sie auch geschwiegen über das, was vorher war.



## Das Fischbesteck

**E**inen Monat nach dem Tod meiner Tante, genauer gesagt drei Stunden nach der Testamentseröffnung, informierten mich meine Verwandten über Halinas Ableben. Sie wissen, dass ich wegen meiner besonderen Essgewohnheiten fast unbeweglich bin und nicht von einem Tag auf den anderen zu einem Begräbnis nach Tel Aviv reisen kann. So hatten sie mich vergessen.

Der Anwalt, der den Nachlass meiner Tante verwaltet, hat mir mein Erbe aufgelistet: ein kleiner brauner Koffer, etwa siebzig Jahre alt, sowie ein mit rotem Samt ausgeschlagener Besteckkasten, in dem sich acht Gabeln und neun Messer eines zwölfteiligen Fischbestecks befinden.

Keines von Halinas vier Kindern begreift, warum sie mich überhaupt bedacht hat, und ich begreife nicht, warum sie mir einen alten Koffer und ein unvollständiges Fischbesteck hinterlassen hat, wo ich doch kaum reise und auch keinen Fisch anrühre. Seit meiner Kindheit weigere ich mich, Fisch zu essen. Ich wollte mit meiner Mutter, einer notorischen wöchentlichen Fischmörderin, nicht gemeinsame Sache machen. Jeden Freitagvormittag schwamm ein junger Karpfen aufgeregt in unserer Badewanne herum, bis er auf einem Holzbrett von meiner Mutter in kleine Portionen zerhackt wurde. Und ich beobachtete neugierig mit einem Anflug von Ekel jede Woche aufs Neue, wie die zerlegten Teile eine Stunde lang zuckten, als sei der Fisch noch lebendig. Nachts wünschte ich mir, die zitternden Teile würden wieder zusammenwachsen, der Fisch vom Holzbrett in die

Badewanne springen und aus dem Fenster in den Fluss, um dann von der Strömung in die schlammige grüne See getragen zu werden. Von dort her käme er freitags zurück in unser Haus.

Den Koffer und den Besteckkasten hätte ich mir schicken lassen können. Aber ich will meine Erbschaft mit eigenen Händen in Empfang nehmen. Der Koffer soll mir Glück bringen, denn ich suche händeringend nach einem Ehemann. Vielleicht finde ich ihn in Tel Aviv. Vor etwa einem halben Jahr überfiel mich der brennende Wunsch zu heiraten. Aus heiterem Himmel sehnte ich mich plötzlich nach überquellendem Abwasch, endloser Bügelwäsche, und nichts erschien mir lieblicher als ohrenbetäubendes Babygeschrei. Zufällig entdeckte ich in der Nähe meiner Wohnung einen Kinderspielplatz. Entzückt beobachtete ich Kleinkinder bei ihrem unbeholfenen Spiel. Ich starrte neugierig in jeden vorbeigeschobenen Kinderwagen und konnte in kürzester Zeit bis auf den Tag genau das Alter der Kinder bestimmen. Kurz darauf erlernte ich die Babysprache. Säuglinge streckten die Ärmchen nach mir aus, Kleinkinder fingen meinerwegen das Krabbeln an oder liefen mir unsicher auf zwei wackeligen Beinchen entgegen, nur um in meiner Nähe zu sein. Stutzig wurde ich erst, als das einjährige Kind meiner Nachbarin zum Entsetzen der Eltern, mit denen ich wegen nächtlichen Lärms in Unfrieden lebe, als erstes Wort meinen schwierigen Nachnamen aussprach und mich dabei erwartungsfroh anblickte. Das ist ein Fingerzeig von meinen eigenen Kindern, sagte ich mir, sie wollen zur Welt kommen. Ich werde eine Familie gründen.

Halinas Erbschaft ist ein weiteres Zeichen. Vielleicht sehe ich am Strand einen Mann, der mir gefällt, und frage ihn, ob er gerne Fisch isst, obwohl ich einen Fisch niemals anrühren werde. Wenn er geschickt mit meinem ererbten Besteck umzugehen versteht und noch dazu schöne Geschichten erzählen kann, wie die fehlenden Fischgabeln meiner Tante verloren gingen, dann heirate ich ihn auf der Stelle.

Es wohnte bereits jemand in meinem Hotelzimmer, wusch sich an meinem Waschbecken, benutzte meine Toilette und hinterließ eine sandige Spur in meinem vorausbestellten Bett, als ich am Nachmittag, durchgeschwitzt

nach einem anstrengenden Flug und mit dick geschwollenen Füßen, in dem Tel Aviver Strandhotel ankam und nach meinem Zimmer verlangte.

»Das Zimmer ist bereits vergeben«, entgegnete an jenem denkwürdigen Nachmittag bedauernd der Portier. Zwei Stunden zuvor sei eine junge Dame angekommen und habe das auf den Namen Silberberg reservierte Zimmer bezogen. Leider sei auch in den nächsten Tagen kein weiteres Zimmer frei, das er mir anbieten könne.

(...) Gibt es etwa eine andere Silberberg aus Nürnberg oder Darmstadt, die für den gleichen Zeitraum ein Zimmer reserviert hat und nun mein Zimmer bewohnt, oder heißt sie Silberstein und hat dem Portier zwanzig Dollar in die Hand gedrückt, damit er ihr ein Zimmer überlässt, und er hat ihr meines gegeben, weil unsere Namen sich ähneln? Hätte ich Goldberg geheißen, dann hätte ich längst mein Zimmer bezogen und wäre womöglich um ein einziges, winziges, feines, aus einem vollen Schopf herausgerissenes Haar Frau Kugelmann niemals begegnet.

Als ich Frau Kugelmann das erste Mal sah, dachte ich, sie könnte gar nicht anders als Frau Kegel oder Frau Kugelmann heißen. Alles an ihr ist rund, kugelförmig, Augen und Ohren, Kopf, Hüften, Beine, Bauch. Gerade so, als hätte man Kugeln aneinandergesetzt, kleine und große für Kopf und Körper und ein paar langgezogene für Arme und Beine. Einzig die Falten in Frau Kugelmanns Gesicht rebellieren gegen die rundliche Ordnung. Sie gehen eigene Wege und graben tiefe Furchen, wo immer sie wollen. Ja, und ihre Schuhe haben auch eine andere Form, es sind große ovale Schalen mit Riemchen, orthopädische Sandalen, die aus irgendeiner deutschen Schuhfabrik stammen, weil ältere Damen in Israel auf orthopädische Schuhe aus Deutschland schwören.

Zumindest hieß sie früher Kugelmann, vor langer Zeit, als sie noch in Polen wohnte und jeder seinen eigenen Namen behalten durfte. Bis zu dem Tag, als ihr Name dann lautlos hinter einer Nummer verschwand.

Aber auch in der Zeit danach, nach der Befreiung, war Frau Kugelmanns Name noch gefährdet. Bei der Einwanderung nach Israel wollte man ihr

den schönen Namen Kugelmann, der ihr so gut zu Gesicht stand, abnehmen und ihn durch einen neuen, einen hebräischen, ersetzen, mit dem sie dann, wie von einem Zauberstab berührt, ein völlig neues Leben beginnen sollte.

Vielleicht hat Frau Kugelmann es abgelehnt, ihren Namen abzulegen, und der Regierung geschrieben: Sehr verehrter Herr Ben Gurion, auch wenn Sie der allererste Ministerpräsident von Israel sind und einen schönen neuen Namen tragen, ich will meinen alten Namen behalten, weil mein Name so gut zu mir passt. Vielleicht hat sie dem Brief noch ein Bild von sich beigefügt, um den Ministerpräsidenten zu überzeugen. Und das Bild hat den Präsidenten überzeugt, der Präsident hat die Einwanderungsbehörde angewiesen, Frau Kugelmann vorzuschlagen, statt ihr einen vollkommen neuen Namen zu geben, nur das Wort Kugel zu hebräisieren und das Wort Mann am Ende durch Ben, Sohn, zu ersetzen. Dann hieße Frau Kugelmann fortan Ben Kadur, Sohn einer Kugel, und dieser Name wäre dann seinem eigenen, Ben Gurion, Sohn von Gurion, sehr ähnlich, und mit einem solchen Namen könnte Frau Kugelmann doch zufrieden sein und in Israel ein gutes zionistisches Leben führen.

Frau Kugelmann hat sicher lange überlegt und dann der Einwanderungsbehörde zurückgeschrieben, dass sie Ben Gurion für den Vorschlag danke, aber warum solle sie einen Namen tragen, den sie nicht möge, und selbst wenn Ben Gurion ihr vorgeschlagen hätte, sich Tochter einer Kugel zu nennen, was er aber nicht getan hat, hätte das auch nichts geändert, der neue Name gefiel ihr einfach nicht. Und wieso sollte sie ausgerechnet mit einem solchen Namen ein neuer Mensch werden, sie könne doch auch mit ihrem alten Namen ein neuer Mensch werden und alles vergessen, was vorher gewesen war. Oder sie bleibe, was sie ist, und erinnere sich an alles, was passierte, auch daran, dass sie einst in Polen lebte, in Bendzin, und eine Schülerin des Fürstenberg-Gymnasiums war.

## Ein Wasserkopf namens Rapid

Die feine Marysia, Fettauge und mein schöner Adam stammten aus wohlhabenden gutsituierten Häusern, in denen Geld keine Rolle spielte. Meine Eltern dagegen hätten das monatliche Schulgeld für uns vier Geschwister nicht aufbringen können. Ich weiß noch genau, wie viel es gekostet hat. Wir hatten einen speziellen Rabatt, 30 Zloty für jedes Kind im Monat. Davon konnte eine arme Familie sich ernähren! Die Fabrik, in der mein Vater als Chemiker arbeitete, zahlte das Schulgeld für meine Brüder und mich. Der Besitzer der Fabrik war übrigens der wohlthätige Fürstenberg, der gerne die begabten Kinder seiner Angestellten und Arbeiter förderte. Zu den Armen gehörten wir nicht, aber faul sein durfte ich auch nicht, allein schon wegen der generösen Unterstützung von unserem Fürstenberg.

Eine Klasse zu wiederholen war für die wohlhabenden Kinder keine Schande, nur die Kinder der Armen durften nicht faul sein. Bei Wiederholern hat es zu Hause Geschrei und Strafen gegeben, aber im Grunde war alles vorbei, bevor das neue Schuljahr anging. Die faulen Armen aber, und das waren sehr wenige, sind gleich von der Schule abgegangen, meist noch bevor das Jahr zu Ende war, von einem zum anderen Tag sind sie verschwunden, nach einem einschüchternden Elternsprechtag oder einem Besuch beim Herrn Direktor, und keiner von uns hat je über diese Ungerechtigkeit nachgedacht, dass arme Kinder nicht faul sein dürfen.

Als Adams Noten sich verschlechterten und abzusehen war, dass er die Klasse wiederholen würde, hörte ich mit dem Lernen auf, gab fehlerhafte Klassenarbeiten ab, wusste plötzlich keine Antwort an der Tafel. Ich sank rapide in meinen Leistungen ab. Ohne Adam wollte ich nicht in die nächste Klasse gehen. Damals saß ich noch nicht neben ihm, sondern hinter ihm, in der hintersten Reihe allein in der Bank, damit ich ungetrübt den Blick frei hatte zu Adams Nacken. Ich verfolgte die zarte Linie seines Nackens, um erneut Kraft zu schöpfen für den nächsten Unterricht. Niemand hätte mich von meiner schönen Aussicht vertreiben können. Sogar die große Enttäuschung der Eltern habe ich auf mich genommen, als ich im Gründungsjahr unseres Sportvereins gemeinsam mit Adam die Klasse wiederholen musste.

Als eines schönen Nachmittags der Sportverein Rapid von dem Industriellensohn Fettagge gegründet wurde, da blieben gleich im ersten Jahr die hinteren Reihen, der Gründer selbst, Pechvogel Mietek und mein schöner Adam, sitzen. In diesem und im darauf folgenden Jahr blieb der gesamte Vorstand des Sportvereins sitzen, Fettagge sogar fast ein zweites Mal, so viel gab es mit dem Aufbau der Organisation zu tun. Für die Handballmannschaft, die Schlittschuhläufer, das Staffelfrennen und viele andere wichtige Disziplinen galt es, eigene Abteilungen aufzustellen mit einem Vorsitzenden, einem Sekretär und einem Kassenwart, und all das, bevor der Rapid auch nur ein einziges eingeschriebenes Mitglied hatte. Und die Mitgliedsausweise des Rapid, extra angefertigt und vom Vorsitzenden eigenhändig unterschrieben, wurden in so hoher Zahl ausgestellt und abgestempelt, als ob ganz Benzinzin in den Sportverein eintreten wolle.

Das erste erfolgreich angeworbene Mitglied war übrigens Marysia Teitelbaum, und deren feierliche Aufnahme fand in der Wohnung von den Teitelbaums statt, weil der Teitelbaum als vermöglicher Kaufmann ein großes Wohnzimmer hatte, das die Erwachsenen gerne für politische Versammlungen nutzten. Der arme Pudel Keitusch musste mit ansehen, wie seine Peiniger Marysia eine Mitgliedskarte überreichten, und Marysia drückte die Peiniger vom Keitusch aus Dankbarkeit ganz fest an sich, mit Tränen in den Augen wegen der Feierlichkeit und der hohen Ehre, in diesem Verein das erste Mitglied der Mädchenabteilung zu sein. Dann unterschrieb sie vor den Augen des gesamten Vorstands mit ihrem wertvollen Füller, einem Mont Blanc, die Mitgliedskarte, ganz langsam, in schön geschwungenen, gut lesbaren Buchstaben.

Unser Rapid wurde nach dem renommierten gleichnamigen Sportclub in Wien benannt. Wir aber träumten vom Benziner Sportverein Hakoach, berühmt vor allem wegen seiner siegreichen Fußballmannschaft. In den wollte der Rapid als Ganzes eintreten, eine eigene separate Sportabteilung im Hakoach bilden, aber bitteschön nur mit Übernahme des gesamten aufgeblähten Verwaltungsapparats, da wollte der Rapid nicht einen Mann verlieren! Und wir träumten von richtigen Sportstiefeln! Die aber hatte der Sportclub Skif. Dort gaben die Bundisten, Arbeiter, Handwerker und

deren Söhne den Ton an, in Jiddisch, was von uns kaum einer verstand, und deswegen wurde dem Industriellensohn Fettauge und dem gesamten Rapid aus Klassenhass der Zutritt verweigert.

Die Revolution fand aber in Bendzin nicht statt, und beim großen sportlichen Defilee des Hakoach, anlässlich der Eröffnung eines neuen Fußballfelds, durfte der Rapid als neuer Sportclub mitmarschieren, ja sogar in den prächtigen proletarisch-bundistischen Stiefeln! Wie das kam? Der schlaue Gonna hatte die zündende Idee, den Schneidermeister Stopnizer, der unsere Schuluniformen nähte, um Fürsprache zu bitten. Der Schneidermeister war ein Bundist und ein sportbegeisterter Jugendführer. Er hat seinen Einfluss geltend gemacht, und wir durften uns die Sportstiefel ausleihen. Die waren von höchster Qualität und aus komfortablem Leder, von den eigenen Mitgliedern sorgsam in der Freizeit angefertigt. Stopnizer begleitete unsere Jungen sogar in das feindliche bundistische Warenlager und half ihnen bei der Auswahl der kostbaren Stiefel.

Der Rapid durfte in eigenen Phantasieuniformen die diversen Sportdisziplinen vorführen, Kunststückchen auf dem Rad oder zu Fuß im Laufschrift nach vorn. Der hitzköpfige Romek Ziegler, Fettauges Vater, konnte vor Stolz nicht an sich halten und schrie ganz laut über das ganze Feld hinweg: »Da schaut her, Bendziner, schaut ganz genau hin, Bendziner, da vorne marschieret unsere Zukunft!«

»Unsere Zukunft!« Den ganzen Nachmittag ging mir Romek Zieglers Ausruf nicht aus dem Sinn. Wie ahnungslos er war! Wie schrecklich er sich geirrt hatte! Hoffentlich hat er den Tod seines eigenen Sohnes nicht mit ansehen müssen!

Was verbirgt sich noch Schreckliches hinter Frau Kugelmanns idyllischem Kinderalltag? Wie sehr, denke ich, schönt sie ihre Stadt?

»Was ist denn schon so Besonderes an Bendzin«, bestürme ich sie gleich am nächsten Morgen, als sie mein Zimmer betritt.

»Solche Kleinstädte mit Parkanlagen und Hauptstraßen hat es doch zu Dutzenden im Vorkriegspolen gegeben. Mein Vater stammte auch aus so

einer Kleinstadt. Sie kann nicht so sehr viel anders gewesen sein. Er kam übrigens aus Kalisz. Kennen Sie Kalisz?»

»Ja, ich kannte einige Leute aus Kalisz, die bei uns ansässig geworden sind«, antwortet sie knapp. »Kalisz hält dem Vergleich mit Bendzin nicht stand, denn Bendzin war keine gewöhnliche Stadt. Allein schon die Parkanlage war einzigartig für eine Stadt dieser Größe. Die Parkanlage um die Burg vom König Kazimierz war halb so groß wie Bendzin. Und das Eis, das wir im Sommer unter den schattigen Bäumen aus bunten Bechern löf-felten, war so köstlich, weil es vom Bäcker Süßmann in der Kollontaja-straße angefertigt wurde, und kein Bäcker in ganz Polen hat Napoleonkes und Mohrenköpfe besser als er gebacken.«

»Hören Sie auf, Ihre Stadt zu verherrlichen«, sage ich verärgert.

»Ich erzähle Ihnen, wie es war.«

»Gibt es denn nur Schönes zu berichten?«

»So war Bendzin«, antwortet sie leise.

»Also eine Stadt, in der nur Engel lebten?«

»Engel nicht, aber eben Bendziner.«

»Gab es keinen Mord, keine Verbrechen, keine Doppelmoral? Ist man von Bendzin in andere Städte gereist, um woanders das Schlechte zu verrichten, zu saufen, zu huren und zu stehlen?«

»Begreifen Sie doch endlich, es gibt über Bendzin nichts Schlechtes zu berichten, und wenn, dann müsste man es erfinden«, sagt Frau Kugelmann außer sich. Dann steht sie auf, schlägt die Tür hinter sich zu, verschwindet ohne ein Wort des Abschieds. Ich ziehe meinen Bademantel über und renne auf den Flur in großer Sorge, sie ein für alle Mal vertrieben zu haben, aber sie ist schon viel zu weit weg, und ich bleibe alleine zurück.

Sie soll endlich mit der Wahrheit herausrücken. Sie soll mir nicht vorgaukeln, dass es im früheren Polen nur glückliche Zeiten gab! Ich will Böses über ihre Stadt hören! Meine eigene Zeitrechnung von Polen beginnt mit den Worten: Arbeitspapiere, Judenrein, Deportation. Wenn ich von einem polnischen Sportplatz höre, denke ich sofort an den Sammelpunkt für die

anstehende Deportation. Ist von einem polnischen Wald die Rede, sehe ich verlassene Erdlöcher, ausgehobene Verstecke und Erschießungen an Ort und Stelle. Hat es einst etwas anderes gegeben als diesen Krieg? Lebte Bella Kugelmann als fröhliche Jugendliche in einer sicheren Stadt? Eine trügerische Sicherheit, die bald mit dem Tod bestraft wurde! Schöne Geschichten aus Polen? Nur nicht weich werden und daran glauben! Ich darf Frau Kugelmann nicht auf den Leim gehen, so sehr ich mich nach schönen Geschichten aus der guten Zeit meiner Eltern sehe, von der sie mir nie erzählt haben.

Elf Monate

Am frühen Morgen sehe ich durch das geöffnete Hotelfenster zum ersten Mal den heißen trüben Wüstenwind. Ich schmecke ihn auf der Zunge. Er trägt Sand aus den arabischen Wüsten mitten in die Stadt, taucht sie in eine gelblich grau gefärbte, feuchte, schwül-drückende Hitze. Die Stadt stöhnt, atmet schwer. Chamsin, der Wüstenwind. Ein Wort genügt, man blickt sich vielsagend an, verzeiht sich für ein paar Stunden die Reizbarkeit, die nervöse Hast. Frau Kugelmann löst das Tuch um ihren Mund, als sie mein Zimmer betritt. Sie ist allergisch gegen die Staubpartikel, die der fliegende Sand mit sich trägt. Sie hustet. »Chamsin«, sagt sie halb entschuldigend zu mir, als sie sich auf ihren Sessel niederlässt.

»Mich interessiert die Windrichtung nicht. Sie wollten mir doch von friedlichen Zeiten erzählen, und jetzt sind wir mitten im Krieg!«

»Die Friedenszeiten münden in den Krieg«, antwortet Frau Kugelmann hart. Sie richtet sich in ihrem Sessel kerzengerade auf. »Ich kann Sie nicht verschonen.«

»Haben Sie denn schon irgendwann irgendjemand mal damit verschont?«, sage ich und fühle eine Wut in mir aufsteigen.

»Meine Kinder.«

»Sie haben Kinder?«

»Ja, zwei Buben, sie haben längst eigene Familien.«

»Sie haben ihnen nichts erzählt?«

»Nein!«

Eine Frau, die nicht aufhören kann, von ihrer Stadt zu erzählen, schweigt gegenüber ihren eigenen Kindern?

»Noch nicht einmal eine harmlose Episode über die Schnorrerin Malka Feiga oder den Friseur Lachmann?«, frage ich misstrauisch.

»Nein, das Wort Bendzin kam nicht über meine Lippen.«

»Wissen Ihre Kinder überhaupt, wo Sie geboren sind?«

»Nein, sie haben mich nicht danach gefragt.«

»Auch nicht, als sie jünger waren? Nie gefragt, Mutti, zeig mir mal das Haus, in dem du gelebt hast?«

»Nein.«

Vielleicht haben ihre Söhne keine Fragen gestellt, weil sie wussten, dass sie keine Antworten bekommen würden, denke ich.

Auch ich habe nicht gefragt, ich habe gar nicht gewusst, dass ich hätte Fragen stellen können.

»Und später, als Ihre Söhne erwachsen waren, haben sie auch dann keine Fragen gestellt?«

»Meine Kinder haben nicht gefragt, und ich habe nichts erzählt. Ich wollte nicht, dass sie mit dem Gedanken an Tod und Verwüstung groß werden.«

»Aber irgendwann sind sie erwachsen geworden und hätten die Wahrheit vertragen können! Sie hätten es ihnen sagen müssen.«

»Wir haben uns gegenseitig geschont«, sie wischt sich die Tränen ab, spricht plötzlich so leise, dass ich meinen Kopf zu ihr beugen muss. »Sie wollten mich nicht zum Weinen bringen. Ich wäre an meinen eigenen Worten zerbrochen. Meine Kinder wussten das, ohne dass wir je ein Wort darüber verloren hätten.«

Und ich? Was habe ich gewusst? Was habe ich meinen stummen Eltern angetan! Ich blieb ihnen fern. Und doch bin ich aus ihnen entstanden, aus ihrem Blut, ihrer Haut, ihren Knochen. Mein Eismantel trennte uns. In diesem Moment kommt es mir so vor, als sei ich einäugig wie eine Zyklopin jahrzehntelang durch die Eiszeit gestampft, und ich habe tatsächlich geglaubt, dass ich zwei Augen habe, mit denen ich sehe.

»Wissen Ihre Kinder, was sich in meinem Hotelzimmer abspielt?«, frage ich liebevoll und ergreife ihre Hand. Ich wollte, sie ließe sich in den Arm nehmen und ich könnte ihr geben, was ich Vater und Mutter verwehrt habe.

»Nein, sie wissen nichts.«

»Mich haben Sie so sehr beschenkt. Ich bin viel reicher als Ihre Kinder. Stört Sie das nicht?« »Doch«, sagt sie traurig. »Vielleicht«, sagt Frau Kugelmann und starrt ins Leere, »sollten alle Überlebenden ihre Geschichten fremden Kindern erzählen, weil es mit den eigenen so schwierig ist.«

Wir schweigen minutenlang.

»Dann würden Tausende aus aller Welt nach Israel reisen, deren Eltern nicht zu ihnen sprechen konnten und die jetzt alles wissen wollen«, sage ich mit belegter Stimme. »Überall würden sich Grüppchen von Erzählern bilden, auf den Parkbänken, am Meer, auf der Straße, in den Cafés. Es gäbe keine Aufteilung mehr zwischen Arm und Reich, Jung und Alt, Mann und Frau. Im ganzen Land gäbe es nur noch Zuhörer und Erzählende.«

Sie nickt, lächelt milde und blickt mich freundlich an: »So wie wir beide in diesem Hotelzimmer.«

Dann wendet sie sich wieder ab und lehnt sich schwerfällig im Stuhl zurück und erzählt dort weiter, wo sie gestern aufgehört hat.

Aus:

Minka Pradelski: Und da kam Frau Kugelmann

Verlagsgruppe Random House, München 2007, S. 5-7, 9-11, 94-99, 218-221

Abdruck mit freundlicher Genehmigung

## Diskussion

### ***Und da kam Frau Kugelmann* – Erzählen, um zu erinnern**

Im Roman *Und da kam Frau Kugelmann* wird das Schweigen zwischen den Generationen über den Holocaust thematisiert. Als Kind von Überlebenden kennt die Autorin dieses Schweigen aus ihrer eigenen Familie und aus den Familien ihrer Freundinnen und Freunde. Das Verhältnis zwischen der ersten und zweiten Generation sei äußerst kompliziert, sagte Minka Pradelski: „Es ist so, als wäre um beide eine Mauer des Schweigens, aber keine gemeinsame, sondern jeder hat eine eigene um sich. Die Eltern können nicht sprechen, weil sie sich ihren Kindern zu nahe fühlen, und nicht das erzählen können, was bei ihnen Scham auslöst. Es ist einfach eine Sprachlosigkeit, ein Nicht-Sprechen-Können. Wenn etwas sehr schmerzt, gibt es dafür keine Worte. Auf der anderen Seite sind es die Kinder, die gar nicht gewagt haben zu fragen, gar nicht gewusst haben, dass sie Fragen stellen können. Sie sind gar nicht auf die Idee gekommen.“ Und wenn es einmal doch passierte, dass die „Mauer des Schweigens“ aufseiten der Eltern etwas bröckelte und vielleicht „ein Ziegelstein herausfiel“, dann hätten die Kinder das Gesagte oft nicht hören wollen oder nicht verstehen können.

Auch die Schriftstellerin selbst hat es nie gewagt, ihren Vater nach dem schrecklichen Geschehen zu fragen: „Ich weiß nicht, ob es mir je gelungen wäre, wirklich die Fragen zu stellen, auf die es angekommen wäre. Ich glaube auch nicht, dass meine Eltern die Fragen hätten beantworten können.“ Ebenso wie sie seien viele Kinder der Überlebenden von der Lebensgeschichte ihrer Familie abgeschnitten, nach dem Holocaust habe das „Davor“ gefehlt.

Das Schreiben des Buches gab Minka Pradelski die Gelegenheit, sich literarisch das „zu erträumen und darzustellen“, was ihr immer als Fehlstelle vorkam. Deshalb habe sie die Charaktere so liebevoll beschrieben, einschließlich der rundlichen, störrischen Frau Kugelmann, die Zippy ihre Erinnerungen anfangs regelrecht aufdrängt. Eine solche Person, „die einfach mal alles erzählt“, hätte sie sich auch für ihre eigene Familie gewünscht.

Dennoch ist der Roman nicht vollkommen fiktiv: Die historischen Daten im Buch sind belegt, und die Geschichten über die polnische Stadt beruhen auf Interviews mit verschiedenen Überlebenden. Anlass für den Roman wurde ein Gespräch mit einem Überlebenden, der Minka Pradelski am Ende bat, sie solle seine Stadt Bendzin nicht vergessen. Beharrlich rief er sie eine Woche lang täglich an, morgens und abends, und bat darum, seine ehemaligen Klassenkameraden aus Bendzin zu besuchen und auch ihre Geschichten anzuhören. Sie ließ sich überzeugen und führte in Israel acht Interviews. Schon am ersten Tag war sie von diesen persönlichen Erfahrungsberichten fasziniert; ein Interview blieb ihr in besonderer Erinnerung: „Es war in Jerusalem. Er hat angefangen, von seiner Jugend in Bendzin zu erzählen. Ich habe dann in seinem Gesicht den kleinen Jungen von damals gesehen, und das hat mich sehr berührt. Ich dachte: Das war ja eine ganz unbeschwerte, fröhliche Jugend! Die hast du gar nicht gekannt.“ Bei ihrer Rückreise nach Frankfurt hatte die Autorin das Gefühl, Rohdiamanten im Gepäck mit sich zu führen, die nun zu schleifen waren. Aus der literarischen Verarbeitung dieser Erzählungen entstand das Buch. Die Faszination hielt an, bis der letzte Satz geschrieben war, sagt Minka Pradelski.

Der Prozess des Schreibens wurde für sie auch zu einer Identitätssuche: Je mehr Minka Pradelski über Bendzin schrieb, desto stärker wurde die Vorstellung, es könnte auch die Stadt ihres Vaters gewesen sein, seine Geschichte könnte sich nicht so sehr von den erzählten Geschichten unterscheiden. So konnte sie



sich wenigstens ein bisschen erklären, was ihr vorher gefehlt hatte. Im Buch erzählt Frau Kugelmann ihre Geschichten über Bendzin stellvertretend für alle anderen polnisch-jüdischen Städte, die es nicht mehr gibt. Frau Kugelmanns Geschichten verändern Zippy, ihre junge ZuhörerIn. Sie erlösen sie aus ihrer Vereisung.

Nach Fertigstellung des Buches war es der Schriftstellerin sehr wichtig, es zwei befreundeten Bendzinern zum Lesen zu geben, Siegmund Pluznik und dem Historiker Arno Lustiger, die einzigen Überlebenden ihrer Bendziner Schulklasse. Erst als die beiden das Buch für gut befanden hatten, stand der Veröffentlichung nichts mehr im Wege.

Nach Erscheinen des Romans erhielt die Autorin positive Resonanz von Überlebenden, die an vielen Stellen der Geschichte ihre eigenen Erfahrungen bestätigt sahen. Für ihre eigene Generation sei das Buch vermutlich nicht so hilfreich gewesen, um der Vergangenheit auf die Spur zu kommen, so ihr Eindruck: „Es war nicht ihre Familie. Vielleicht ist es so, dass jeder von uns seinen eigenen Weg finden muss, sich dieses Davor wieder zurückzuholen.“

Für Minka Pradelski war die Arbeit an dem Roman streckenweise sehr quälend, doch gab es auch ganz glückliche Momente: „Wenn ich die Personen, die ich mir in Bendzin vorgestellt habe, anhand kleiner Hinweise für mich lebendig schreiben konnte, war ich glücklich.“

### ***Katzenberge* – Eine andere Seite der Geschichte darstellen**

Auch im Roman *Katzenberge* von Sabrina Janesch geht es um Erinnerung und Identität, um die Fragen, wer man ist und was vor einem war. Im Zentrum steht jedoch ein anderes Thema der NS-Vergangenheit: die Vertreibungen. Die Schriftstellerin gehört zur sogenannten dritten Generation und schrieb im Alter von 25 Jahren diesen ungewöhnlichen Erinnerungsroman, in dem die Vertreibung eines Galiziers nach Schlesien erzählt wird.



Sabrina Janesch, die das Buch ihrer Familie gewidmet hat, betrachtet den Großvater als den „eigentlichen Erzähler“ der Geschichte. Er sei der Auslöser für den Roman gewesen, und zugleich die Person, der sie sehr viel zu verdanken habe. Auch sie hat in ihrer Familie eine „Mauer des Schweigens“ erlebt. Sie hatte das Gefühl, dass die zweite Generation von der Erinnerung und den Erlebniswelten der ersten Generation teilweise abgekapselt blieb. Als Enkelin konnte sie eine andere Verbindung zum Großvater und seiner Geschichte aufbauen: „Ich habe dann eine Generation später all das geschenkt bekommen: alle diese Motive und diese Geschichten, die Fragmente.

Es hat meinen Großvater nicht interessiert, dass ich ein Kind war, dass es mir Angst machen könnte. Er hat mir einfach alles erzählt, völlig wertungsfrei.“ Diese Erzählungen verarbeitete sie einige Jahre später in Kurzgeschichten, dann entschied sie sich zur längeren Form des Romans, um beide Zeitebenen – Vergangenheit und Gegenwart – miteinander verknüpfen zu können.

An den Geschichten ihres Großvaters fand Sabrina Janesch vor allem die „Verwandlung und Deformierung“ des Erlebten in Erzähltes interessant: Man erinnere sich immer nur an gewisse Fragmente, an Schlaglichter der eigenen Geschichte. Als Autorin fand sie es besonders spannend, wie sie beim Zuhören die Lücken im Erzählfluss wahrnahm und im Kopf ergänzte, um das Gehörte in einen sinnvollen Kontext zu setzen: „Das hat meine Fantasie unheimlich angeregt und hat mich auch neugierig gemacht, hat mich stutzen lassen. Und das war eigentlich das, was mich an diesen Geschichten fasziniert hat: dass mein Großvater auch selten die Unterscheidung gemacht hat zwischen dem, was er für die Realität gehalten hat und mir als solche mitgeteilt hat, und dem, was sein persönlicher

Aberglaube war.“ Denn der Großvater sei ein sehr abergläubischer Mensch gewesen, und diese Verquickung von Aberglaube und Realität habe sie als Kind bestürzt, aber auch inspiriert.

Über die Vertreibung des Großvaters von Galizien nach Schlesien wurde in Sabrina Janeschs Familie zwar nicht geschwiegen, aber es gab zwischen den Generationen große Unterschiede, wie darüber gesprochen wurde. Seiner Enkelin hatte der Großvater offenbar andere Geschichten erzählt als seiner Tochter: „Es gibt verschiedene Varianten der Erinnerung und Varianten der Geschichte und wir streiten uns schon manchmal, weil wir uns nicht sicher sind, wer denn nun recht hat und wer sich im Nachhinein falsch erinnert. Ob sich der Großvater eventuell schon falsch erinnert hat, eben eine deformierte Erinnerung hatte, oder ob wir im Nachhinein seine Erinnerung verwandeln. Das ist ein ganz dynamischer Prozess.“

Die Autorin schrieb das Buch in der Hoffnung, dazu beitragen zu können, den Horizont zu erweitern, „eine andere Seite der Geschichte darzustellen“. Ihre Generation wolle wissen, was damals wirklich geschehen ist, indem sie sich auf Spurensuche in der eigenen Familiengeschichte begibt. Sabrina Janesch hat darüber auch viele Gespräche in ihrem Freundeskreis geführt: „Das waren schon düstere Themen, doch wir wollten darüber Bescheid wissen – aber durchaus auf familiärer Ebene.“

## **Vom Schweigen, Sprechen und Fragen**

Im Mittelpunkt der anschließenden Diskussion stand die Frage, wie in der Bundesrepublik mit der NS-Vergangenheit umgegangen wurde. Bis in die späten 1960er-Jahre hinein war Verdrängung das dominante Muster: Die von Deutschen unter Hitlers Terrorregime verübten barbarischen Verbrechen waren kein Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzung und öffentlicher Debatten. Allein als Opfer von Bombardierung, Besetzung und Vertreibung wurde der Krieg thematisiert, allerdings zunehmend verdrängt von den Erfolgen des Wiederaufbaus und des „Wirtschaftswun-

ders“. Auch in den meisten deutschen Familien wurde darüber geschwiegen, welche Rolle die Eltern im nationalsozialistischen Herrschaftssystem gespielt hatten. Diese Konstellation hat die Journalistin Gabriele von Arnim in ihrem gleichnamigen Buch als „das große Schweigen“<sup>1</sup> bezeichnet: Die Eltern erzählten ihren Kindern nicht von ihren Erfahrungen, und die Kinder trauten sich meist nicht, danach zu fragen. Diesen mangelnden Mut zu fragen führte die Autorin auch auf die Angst zurück, bei einem nahestehenden Menschen vielleicht etwas herauszufinden, mit dem man kaum hätte leben können.

Das „große Schweigen“ zwischen der ersten und zweiten Generation ist aber nicht als wirkliches Schweigen, sondern als Metapher zu verstehen, erläuterte der Soziologe und Psychoanalytiker Dr. Christian Schneider: „Die Eltern haben ja nicht den Mund gehalten, sondern es ist massenhaft geredet worden.“ Der entscheidende Punkt sei jedoch, dass „Geschichten mit Auslassungen“ erzählt wurden. Auch sein Vater habe unendlich

viel über den Krieg und seine russische Gefangenschaft erzählt. Als kleiner Junge war Christian Schneider von diesen „Abenteuergeschichten“ fasziniert, doch wurden im Rückblick Auslassungen deutlich: Die Geschichten aus den russischen Lagern zeigten den Vater als Opfer, wohingegen seine Rolle als Soldat in Russland undeutlich blieb. Bis heute sei es innerhalb seiner Familie umstritten, ob der Vater damals Menschen getötet habe.

Dieses selektive Erzählen in deutschen Familien habe bei den Kindern einen bestimmten psychologischen Mechanismus ausgelöst: „Wenn man etwas nicht erfährt, macht man sich Fantasien darüber. (...) Wir haben die Fantasien, die wir über unsere Eltern hatten, eigentlich immer weiter aufgeblasen. Jedem Vater stand so-



---

1 Gabriele von Arnim: *Das große Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit dem Schatten der Vergangenheit zu leben*. München 1989.

zusagen das Etikett ‚Mörder‘ auf die Stirn geschrieben.“ Das habe eine wirkliche Kommunikation zwischen den Generationen letztlich verhindert.

Im Buch *Gefühlte Opfer*, das Christian Schneider zusammen mit Ulrike Jureit 2010 veröffentlicht hat,<sup>2</sup> wird die These aufgestellt, dass die deutschen Nachfahren der Täter dazu neigten, sich mit den Opfern zu identifizieren und sich damit einer Seite zuzuordnen, auf der sie moralisch nicht mehr angreifbar sind. Gabriele von Arnim versteht dies als Beschreibung einer „doppelten Opferidentifikation“: „Auf der einen Seite war es die Identifikation mit denen, die ausgegrenzt, deportiert, ermordet wurden. Und auf der anderen Seite war das Gefühl, Opfer der Eltern zu sein. Es gab einen Spruch: Wir sind die Juden unserer Eltern.“ Hier stelle sich die Frage, ob die Kinder der Tätergeneration so reagieren mussten, weil es so unglaublich schwer war, diese Geschichte in der eigenen Familie auszuhalten.

Christian Schneider verwies auf ein psychologisches Grundgesetz: „Wenn man selber ein autonomes Leben führen will, dann muss man sich in irgendeiner Weise mit seinen Eltern identifizieren.“ Dabei gehe es aber nicht um bewusste Entscheidungen, sondern um unbewusste Identifizierungen als Ausgangspunkt einer eigenen individuellen Entwicklung. Angesichts der Schrecken der NS-Vergangenheit hatte die zweite Generation aber das grundsätzliche Problem, sich nicht mit Vätern identifizieren zu können, deren Generation man als (potenzielle) Mörder imaginiert hatte: „Das geht nicht, weil man damit eine mörderische Erbschaft in sich selbst hineinnimmt. Das ist eine Unmöglichkeit.“ Die Reaktion entsprach deshalb einem Verhaltensmuster, das in der Psychologie Gegenidentifizierung genannt wird: Man identifizierte sich nicht mit den Schuldigen, sondern suchte nach einem Weg, um einer solchen Erbschaft der Schuld entgehen zu können. Deshalb habe man sich mit den Opfern identifiziert, ganz besonders mit den jüdischen Opfern. Im politischen Sinne ist diese

---

2 Christian Schneider/Ulrike Jureit: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart 2010.

zweite Generation nach Auffassung Christian Schneiders die 68er-Generation, wo sich diese Identifikation mit den jüdischen Opfern auch ganz handfest manifestierte, etwa bei den eigenen Kindern, die zum Beispiel häufig jüdische Namen wie Lea, Sarah, Daniel oder David tragen: „Man wollte etwas wiedergutmachen und eine andere Genealogie haben, einen anderen Ursprung.“ Der Soziologe und Psychotherapeut verdeutlichte die Ambivalenz dieses Verhaltens: Auf der einen Seite sei diese Gegenidentifizierung ein sehr wichtiger, sozialpsychologisch notwendiger Schritt der Befreiung gewesen, um die Elterngeneration in berechtigten Punkten anklagen und sich selbst klar abgrenzen zu können. Auf der anderen Seite sei dieses Verhalten aber „kollektiv neurotisch“ geworden, indem man sich, obwohl historisch unbeteiligt, zum Opfer seiner Eltern erklärte und anschließend versucht habe, diesen Opferstatus festzuschreiben.

Christian Schneider hat mit seinem Buch erhebliche öffentliche Aufmerksamkeit erregt, obwohl diese These der Opferidentifikation nicht neu ist, worauf Gabriele von Arnim hinwies: Der Historiker Christian Meier habe bereits in seinem 1987 veröffentlichten Buch *40 Jahre nach Auschwitz* formuliert, es sei eine bodenlose List der Nachgeborenen, sich mit den Opfern der Elterngeneration zu identifizieren, da man sich so von der Erbschaft der Täter freispreche – ein Gedanke, der aber damals nicht intensiv öffentlich diskutiert worden sei.

## **Erinnerungspolitik**

Die ausbleibende öffentliche Debatte über diese These erklärte Christian Schneider damit, dass die 68er-Generation die öffentliche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit seinerzeit durchgesetzt und die Erinnerungspolitik in den letzten Jahrzehnten weitgehend bestimmt habe. Man müsse sich klar machen, dass öffentliche, kollektive Erinnerung hochgradig sozial codiert sei und auch von den Interessen der Beteiligten

bestimmt werde. Der Modus der öffentlichen Auseinandersetzung sei immer geprägt von normativen Verboten und Geboten, die aus den gesellschaftlich dominierenden ethisch-moralischen Zielvorstellungen abgeleitet sind. Die 68er-Generation hätte die historisch sehr wichtige Leistung erbracht, die Mauer des Schweigens zwischen den Generationen zu durchbrechen und die „Politik des Vergessenwollens ihrer Eltern“ aufzulösen. Allerdings hätten sie an die Stelle des Schweigens ihr eigenes Dispositiv gesetzt und hielten nun daran fest. Das Tragische daran sei – verkürzt gesagt –, dass die 68er folgenden Schluss daraus ziehen: Ihre Eltern konnten mit ihrer Vergangenheit nicht richtig umgehen, sie haben sie verdrängt, derealisiert und das Mitleid mit den Opfern verweigert; deshalb wollen das die Kinder nun stellvertretend für ihre Eltern tun. Ein Problem besteht nach Ansicht des Wissenschaftlers aber darin, dass sie nun oft der nächsten Generation die Kompetenz absprechen, diese Vergangenheit zu verstehen. Die 68er würden sich selber als diejenige Generation setzen, die die NS-Zeit – im Widerstand gegen die Tätergeneration – überhaupt erst verstanden, geschichtlich erforscht, politisch analysiert und emotional verarbeitet hat. Auf Basis dieser Setzung versuchten sie den öffentlichen Diskurs des Erinnerns zu dominieren.

Gabriele von Arnim stimmte zu, dass die 68er zwar das Schweigen durchbrochen haben, sich selbst aber nicht in der Linie der Täter sehen, auch wenn ihre Eltern darin involviert waren. Dadurch hätten sie die Vergangenheit eben genau nicht gefühlsmäßig durchdrungen. Die wirkliche Vergangenheitsaufarbeitung hat ihrer Ansicht nach erst zwanzig Jahre später angefangen, als Mitte der 1980er-Jahre die Kinder der zweiten Generation ihre Großeltern wirklich befragt, und nicht nur angeklagt hätten.

## Familiengeschichten: Spuren des Unausgesprochenen

Es muss erzählt werden, damit das Geschehene am Leben bleibt – in diesem Gedanken des Romans *Und da kam Frau Kugelmann* fand Christian Schneider die grundsätzliche Funktion von Erzählen wieder: „Das ist die Sheherazade-Situation: Wir erzählen gegen den Tod.“ Die Aussage der Autorin, sich diese Geschichte aus Gehörtem „erträumt“ zu haben, zeige Übereinstimmungen zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie Erlebnisse und Erfahrungen über Generationen weitergegeben werden. In seinen Forschungen hat er festgestellt, dass Erinnerungen im Grunde wie Träume behandelt werden: „Es gibt so etwas wie einen intergenerationellen Traumtext, in dem Anteile der älteren und der jüngeren Generation miteinander verwoben werden.“ Minka Pradelskis Roman wechselt in einer wunderbaren Weise zwischen dem Realen und dem Imaginären und zeigt sehr gut, wie Erinnerung funktioniert. Das Gegenwärtige sei mit dem Unausgesprochenen der Geschichte auf komplexe Weise verwoben: „Wir haben immer einen Subtext mitlaufen, wo etwas nicht ausgesprochen werden darf oder nicht ausgesprochen werden kann.“

Dass der Holocaust in ihrer Familie eine tiefgreifende Traumatisierung bewirkt hat, die sich über Generationen fortsetzt, davon ist Minka Pradelski überzeugt: „Es ist immer noch eine gärende Wunde. Ich weiß nicht, wann sie heilen kann.“ Aber nicht nur in jüdischen Familien, auch in nichtjüdischen Familien seien die Folgen des Holocausts in der zweiten und dritten Generation noch spürbar, selbst wenn vieles davon unausgesprochen bleibe.

Traumatisierungen und Prägungen in der Familiengeschichte sind auch Gegenstand der psychoanalytischen Gespräche und Forschungsarbeiten Christian Schneiders. Eine Studie, die er zusammen mit Kolleginnen und Kollegen über Absolventen von NS-Eliteschulen und die Nachfolgenerationen durchführte, erbrachte ein erstaunliches Ergebnis. Obwohl die damaligen Schüler zu jung waren, um zu Tätern zu werden, wurden nicht nur sie selbst von dem Versuch, sie durch Drill und Erziehung auf den Nationalsozialismus einzuschwören, stark beeinflusst, sondern auch ihre

eigenen Kinder. Obwohl die ehemaligen NS-Eliteschüler meist kaum mit ihnen über ihre Schulerfahrungen geredet haben, gibt es in der zweiten Generation das Gefühl, von dieser Geschichte „kontaminiert“ zu sein: „Es sind Kinder, die das Gefühl haben: Da ist etwas, was in uns eindringt, etwas Gefährliches, Giftiges.“ Bei diesen Kindern zeigten sich oft ganz ähnliche psychologische Karrieren und schwerwiegende Traumatisierungen wie bei den Kindern der Opfer. Solche Prägungen blieben das ganze Leben ein wichtiges Thema und wirkten sich unbewusst auf die nächsten Generationen aus. Dabei sei es noch völlig offen, wann sich dieser Einfluss generationell ausgewachsen haben wird.

Minka Pradelski betonte jedoch die Notwendigkeit, zwischen den Traumatisierungen auf der Opfer- und Täterseite eine grundsätzliche Grenzlinie zu ziehen. Nach Auffassung von Christian Schneider muss man sich aber erst noch im Detail darüber verständigen, wo diese Grenzlinie zu ziehen ist. Denn bei seiner Zusammenarbeit mit der israelischen Psychoanalytikerin Ilany Kogan<sup>3</sup>, die transgenerationale Forschung in Israel durchführt, hätten sich bei allen inhaltlichen Unterschieden doch einige strukturelle Ähnlichkeiten gezeigt. Es müsse also sehr genau differenziert werden, wo Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen.

## Versöhnung durch Erinnerung?

Kann das Erinnern zum Verstehen und schließlich zur Versöhnung und Erlösung von historischer Schuld beitragen? Mit dieser Frage bezog sich Gabriele von Arnim auf eine Denkfigur des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede vom 8. Mai 1985. Weizsäcker hatte in seiner Ansprache zum 40. Jahrestag der Beendigung

---

3 Ilany Kogan, Lehranalytikerin bei der Israelischen Psychoanalytischen Gesellschaft, arbeitete viele Jahre mit den Nachkommen von Holocaustüberlebenden und war auch an der Erforschung der zweiten und dritten Generation von Täterfamilien beteiligt. Sie hat dazu zahlreiche Artikel und Bücher publiziert.

des Zweiten Weltkrieges vor dem Deutschen Bundestag die jüdische Weisheit zitiert, man könne durch Erinnerung von der Geschichte erlöst werden und dies zur Basis für Versöhnung erklärt.<sup>4</sup> Auch wenn diese Vorstellung im öffentlichen Diskurs zur NS-Vergangenheit verbreitet sei, so die Journalistin, erscheine es ihr doch zweifelhaft, wenn die Deutschen davon ausgingen, allein durch Erinnerung Versöhnung zu erreichen.

Die Bedeutung dieses Gedankens sei nur im historischen Kontext verständlich, sagte Christian Schneider. Die Vorstellung, „das Geheimnis der Erlösung sei Erinnerung“, sei damals eine sehr wichtige Zäsur im Diskurs der deutschen Vergangenheitspolitik gewesen, doch habe Weizsäcker den Deutschen damit ein uneinlösbares religiöses Heilsversprechen gegeben. Dies werde bei einer genauen Analyse der Aussage deutlich: Es sei psychologisch einfach unsinnig zu glauben, man werde von Schuld erlöst, wenn man sich nur viel und gut genug erinnere.

Minka Pradelski gab zu bedenken, dass es in dieser Rede vielleicht gar nicht nur um eine Art religiöse Erlösung ging, sondern auch um die Hoffnung, dass sich die Menschen durch das Erinnern an das Vergangene wenigstens zum Teil aus ihrer Hilflosigkeit befreien können.

## Problematische Begriffe

Gabriele von Arnim machte auf problematische Begriffe im öffentlichen Diskurs der Vergangenheitsaufarbeitung aufmerksam. Den unbestimmten Begriff des „Opfers“ halte sie für schwierig, viel klarer seien Begriffe



---

4 Der entsprechende Passus in der Rede lautet: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ (<http://webarchiv.bundestag.de/archive/2006/0202/parlament/geschichte/parlhist/dokumente/doko8.html>; 10.11.2011).

wie „Ausgegrenzte, Deportierte, Ermordete“, da das Handeln der Täter in diesen Begriffen stärker benannt werde. Als wenig überzeugend betrachtet sie auch den Begriff „Holocaust“, der den deutlicheren Begriff „Mord an den europäischen Juden“ verdrängt hat: „Dabei hatte ich immer das Gefühl, dass wir denken, so ein Fremdwort könnte die Tat ein wenig zur Fremdtat machen.“

Auch Minka Pradelski findet den Begriff des „Opfers“ völlig ungeeignet, da er sich auf ein religiös konnotiertes Bild bezieht, wie zum Beispiel auf Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern sollte. Statt pauschal von Opfern müsse man von den ermordeten, den toten und vernichteten Juden sprechen: „Meine toten Familienangehörigen als Opfer anzusehen, das finde ich im Nachhinein entwürdigend für sie.“

## **Pflicht zur Erinnerung? – Die dritte Generation**

48

Sabrina Janesch kritisierte die Art der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, wie sie es in der Schule erlebt hat: Ihr Geschichtsunterricht war sehr stark auf die NS-Zeit konzentriert, das „Dritte Reich“ wurde in der Oberstufe drei Mal ausführlich thematisiert, während die DDR und die Wiedervereinigung im Unterricht gar nicht behandelt wurden. Ihre Generation sei in der Schule sehr intensiv mit dem Thema Nationalsozialismus konfrontiert worden, und das Wissen ihrer Altersgenossen über diese Zeit sei groß. Diese Fixierung auf ein Thema sieht die Autorin durchaus kritisch: „Ich hätte gerne in der Schule einen weiteren Horizont vermittelt bekommen, ich hätte gerne erfahren, wie es weitergegangen ist. Es ist ja anscheinend weitergegangen.“ Sabrina Janesch hatte das Gefühl, dass dieses Thema ihren Lehrern so sehr auf den Nägeln brannte, dass sie es immer und immer wieder behandeln bzw. loswerden mussten. Darüber seien andere wichtige Themen der deutschen Geschichte stark vernachlässigt worden.

In Bezug auf das Erbe des Nationalsozialismus sieht sich die Schriftstellerin als „Sonderfall“ der dritten Generation, da sie halb Polin und halb

Deutsche ist. In ihrer persönlichen Biografie hat sie immer wieder ihre Zugehörigkeit gewechselt, was zu einer Vielfalt an Identitäten führte: „Als Kind war ich felsenfest davon überzeugt, dass ich Deutsche bin und alles Polnische war mir peinlich und ich habe es versteckt. In der Pubertät war klar, als wir das ‚Dritte Reich‘ besprochen hatten: Da war ich nur Polin. Da war ich sehr froh, Polnisch zu sprechen und mich auf die polnische Familie berufen zu können, der Leid angetan wurde. Das war eine sehr bequeme Position, auf die ich mich zurückziehen konnte. Später habe ich gemerkt: Ich bin überhaupt nicht polnisch. Ich habe in Polen studiert und merke große Unterschiede zu der Mentalität. Ich schreibe auf Deutsch, von daher weiß ich gut, dass ich Deutsche bin. Aber als solche bin ich unterrichtet darüber, was mein deutscher Großvater getan hat, auch über Verfehlungen meines polnischen Großvaters, die ich aber diesen Menschen überlassen muss. Ich konnte ihnen das nicht abnehmen. Das blieb bei ihnen.“

## Subjektives Erinnern und Moral

Im Buch *Gefühlte Opfer* wird das Ergebnis einer Oral-History-Untersuchung dargestellt, das die Diskrepanz zwischen historischer Erinnerung und subjektivem Empfinden veranschaulicht: Demnach haben große Teile der deutschen Bevölkerung die Zeit zwischen 1930 und 1942 als grundsätzlich gute Jahre empfunden, die Zeit von 1942 bis 1948 aber als schlechte Jahre. Nach Ansicht Christian Schneiders zeigen diese Befunde deutlich, dass sich die subjektive Beurteilung der Vergangenheit nicht an moralischen Kriterien, sondern an den persönlichen Lebensumständen orientiert. Bis zum Jahr 1942 hätten die Befragten die bekannten Erklärungen für die „gute Zeit“ angeführt, die sinngemäß so lauten: „Unter Hitler wurde erstmal alles besser. Die Arbeitslosigkeit hörte auf. Die Volksgemeinschaft wuchs zusammen. Die Olympischen Spiele waren in Berlin. Wir waren wieder wer. Dann haben wir Kriege angefangen und am Anfang schön gesiegt.“ Als Zäsur kann das Jahr 1942 gelten, als mit der

deutschen Niederlage in Stalingrad die militärischen Erfolge der Wehrmacht endeten und der verheerende Bombenkrieg auf die deutschen Städte begann. Die Menschen erfuhren die Veränderung praktisch am eigenen Leib, als der von den Deutschen begonnene Krieg erstmals deutsches Territorium erfasste. In diesem Moment brach in der subjektiven Erinnerung die „schlechte Zeit“ an, weil man immer mehr verlor: Man wurde ausgebombt und vertrieben, man musste hungern und hatte Angst. Man fühlte sich als Opfer – und war es vielfach auch real. Aufgrund dieser persönlichen Erfahrungen empfanden die Menschen diese Zeit als schlecht, die vorherige Zeit als gut. Die andere Seite, nämlich die Ausgrenzung, Entrechtung und Enteignung, die Deportation und Ermordung der Juden, wurde dabei offensichtlich ausgeblendet, sie spielte keine entscheidende Rolle bei der Einschätzung der Vergangenheit. „Unsere Psyche ist nicht moralisch“, sagte Christian Schneider.

Für Minka Pradelski ist es erschütternd, dass viele Deutsche diese Jahre als gut empfanden. Auch wer nicht selbst zum Mörder, Gewalttäter und Dieb geworden sei, habe doch häufig mit eigenen Augen angesehen, wie andere Menschen zusammengeschlagen wurden, wie Synagogen brannten, wie man jüdische Familien ihres Eigentums beraubte und deportierte. Sie kann nicht glauben, dass die Menschen das objektive Unrecht nicht realisieren wollten: „Wenn man zuvor ein moralisch integrierter Bürger war, und später Zuschauer dieser Verbrechen wurde, dann muss sich doch etwas geändert und tiefe Spuren hinterlassen haben.“ Erinnerungen seien doch an Emotionen gebunden.

### **Die Zukunft der Erinnerung: Gegen das ritualisierte Gedenken**

Wie sollte die Zukunft der Erinnerung aussehen? Christian Schneider kritisierte den ritualisierten öffentlichen Gedenkdiskurs, der darauf basiere, dass diejenigen, die zur Erinnerung auffordern, sich damit ein eigenes moralisches Fundament bauen: „Man ist automatisch gut, wenn man sagt: *Erinnert euch mal!*“ Schneider führte als Beispiel den Schriftsteller Günter

Grass an, der in seinen Werken immer wieder die Zeit des Nationalsozialismus, das Vergessen und die Schuld thematisiert hat. Es sei ein Skandal, dass Grass über viele Jahrzehnte aus einer moralischen Überlegenheitsrolle heraus die Menschen dazu aufgefordert habe, sich zu erinnern, und gleichzeitig selbst erstaunliche Gedächtnisschwächen in Bezug auf seine Vergangenheit in der Waffen-SS aufweise.

In dieser Vermengung von Erinnerung, Gedächtnis und Moral sieht Schneider den problematischen Kern des öffentlichen Erinnerungsdiskurses der Gegenwart. Er könne sehr gut nachvollziehen, was Sabrina Janesch von ihrem Geschichtsunterricht erzählt habe: dass sie das Gefühl hatte, ihre Lehrer mussten das Thema Nationalsozialismus immer wieder behandeln und die Schüler mit Moral überfrachten. Die junge Generation reagiere zu Recht allergisch auf dieses Ansinnen.

Im Sinne von James E. Young<sup>5</sup> wünscht er sich eine anti-erlöserische Geschichts- und Erinnerungspolitik. Bei seiner Arbeit mit jungen Menschen stelle er immer wieder fest, dass sie großes Interesse an der deutschen Geschichte haben, doch wollten sie diese nicht immer in einer moralischen Verpackung vermittelt bekommen: „Dieser moralische Überschuss, der ein typisches Kennzeichen einer bestimmten Generation ist, der verhindert im Grunde, dass neue Formen des Erinnerns sich in Szene setzen können.“ Die Zukunft der Erinnerung liege für ihn vielmehr darin, sehr genau hinzusehen, wie sich Gedächtnispolitik entwickelt. Christian Schneider schlägt vor, Moral und Erinnerung zu entkoppeln: Wenn man sich erinnert, sollte nicht sofort die Schuldfrage im Vordergrund stehen.

Aber wie könnte ein solches „moralfreies Erinnern“ vonstatten gehen? Nach Christian Schneider sollte man nicht auf alles den Button „Nie wieder!“ kleben. Besser wäre es, die Dinge in Beziehung zu setzen, sodass

---

5 James E. Young ist Professor für English and Judaic Studies an der University of Massachusetts, Amherst, und Direktor der Association of Jewish Studies. Für das Buch *The Texture of Memory: Holocaust Memorials and Meaning* (Yale 1994) wurde er mit dem National Jewish Book Award ausgezeichnet.

eigenständig erinnert und nachgedacht werden kann. Die Philosophin Hannah Arendt habe der Vergangenheitsbewältigung eine klare Absage erteilt: Als ob man diese Vergangenheit jemals bewältigen könne! – und bei ihrer Rede zur Verleihung des Lessing-Preises 1959 gesagt: „Das Höchste, was man erreichen kann, ist zu wissen und auszuhalten, dass es so und nicht anders gewesen ist, und dann zu sehen, was sich daraus für das Heute ergibt.“



© Wilhelm Schulze, Berlin, ca. 1948

## **II Familiengeschichte und die Auseinandersetzung mit der Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands**

Lesungen und Gespräch mit:

**Peggy Mädler**, geb. 1976

freischaffende Dramaturgin, Regisseurin und Autorin

**Prof. Dr. Hans-Ulrich Treichel**, geb. 1952

Schriftsteller und Professor am Deutschen

Literaturinstitut Leipzig

**Dr. Monika Gibas**, geb. 1951

Historikerin, Historisches Institut der Universität Jena

**Dr. Christoph Meyer**, geb. 1966

Geschäftsführer des Herbert-Wehner-Bildungswerks e.V.

in Dresden

Moderation:

**Dr. Gabriele von Arnim**, geb. 1946

Soziologin und Journalistin

Zusammenfassung:

**Dr. Angela Borgwardt**

Germanistin und Politologin, wissenschaftliche Publizistin

# Legende vom Glück des Menschen

Peggy Mädler

## Kurzzinhalt

**D**er Debütroman von Peggy Mädler erschien 2011: *Legende vom Glück des Menschen*. Die Autorin erkundet hier eine ostdeutsche Familiengeschichte und verarbeitet dabei literarisch das Spannungsverhältnis zwischen privater Erinnerung und großer Geschichtserzählung. Die Ich-Erzählerin Ina Endes findet knapp 15 Jahre nach der Wende im Nachlass ihrer Großeltern einen Fotoband mit dem Titel „Vom Glück des Menschen“, der ihrem Großvater 1968 als betriebliche Auszeichnung überreicht wurde. Das Buch wird für Ina zum Anlass von Reflexionen über Glück und Erinnerung. Die Erzählerin rekonstruiert ihre Familiengeschichte über drei Generationen: angefangen bei ihren Großeltern, die sich vor dem Zweiten Weltkrieg kennenlernten, über die Erfahrungen ihrer Eltern in der DDR und schließlich ihre eigenen Erlebnisse zur Zeit der Wende und danach. Die Erzählung aus der Perspektive der Protagonistin wechselt sich ab mit einer Art Legendenerzählung, die in sechs Legenden die Kapitelüberschriften des Fotobands thematisiert: das „Glück der Freiheit“, das „Glück der Arbeit“, das „Glück des Miteinanders“ usw. Dabei wird klar, dass das Glück der Menschen oft weniger mit den großen Rahmenbedingungen bzw. dem politischen System zu tun hat, als vielmehr mit zufälligen Ereignissen, kleinen Gesten und persönlichen Begegnungen.



**D**as Glück des Menschen also, sagt Thomas, der zum Essen vorbeigekommen ist. Er hat sich die Haare schneiden lassen, sie sind reichlich kurz geraten und wirken dunkler ohne die Locken, die sich sonst im Nacken und über der Stirn kräuseln. Ich habe keinen rechten Hunger. Thomas schon, er blättert in dem Fotoband und versucht gleichzeitig, die Spaghetti um seine Gabel zu wickeln. Ab und an schüttelt er den Kopf, liest die eine oder andere Zeile halblaut vor. Ich sehe, wie ein kleiner Tomatenspritzer auf dem Wort Millionen landet. Daneben beugt sich Lenin über eine steinerne Brüstung.

Mir fallen die hellblauen Plastikspieße ein, sie standen ebenfalls auf dem Regal des Schränkchens, direkt vor der Bücherreihe. In letzter Zeit fallen mir oft solche Dinge ein, Sachen aus Großmutterns Wohnung, die ich nicht eingepackt habe. Die Köpfe der Spieße waren aus kleinen, schmalen Rechtecken gemacht, darauf vereinfachte Reliefs von Früchten. Zu Hause hatten wir welche mit Pyramiden und Kugeln obendrauf. Weißt du noch? Thomas schaut kurz auf. Bowle mit gewürfelter Dosenananas und Pfirsichen. Der Flieder und die Lampions im Garten. Wir bekommen Kinderbowle, der dicke, klebrige Ananassaft ist mit Sprudelwasser verdünnt. Das Fußballspielen im Hof, sagt Thomas schmunzelnd und schaut zurück in das Buch, die Garagentür ist das Tor. Ich stehe im Tor. Ich stehe oft im Tor, ich bin die kleine Schwester, wenn Thomas mit seinen Freunden spielt. Die Kleine bin ich auch bei Großvater, der mir einen Apfel schält und aufschneidet oder seine Pilze zeigt – und Thomas muss der große Junge sein. Großmutter mag ihn gern, den großen Jungen, er zeigt ihr seine neusten Kunststücke mit dem Ball, wenn sie zu Besuch ist. Oft hat er Schorf am Knie, den

er abzieht, sobald er rissig wird. Pulen, das war das Wort – du sollst nicht daran rumpulen, hat Mutter oft gesagt. Zur Jugendweihe trägt Thomas eine helle Anzughose über dem Schorf, darüber eine beigefarbene Bloussonjacke, Stasiblousons, so nennt er sie heute, damals trugen sie fast alle Jungen aus seiner Klasse. Zur Feier des Tages bekommen sie das Buch *Vom Sinn unseres Lebens* überreicht, ich sitze neben den Eltern im Publikum, der Sinn unseres Lebens also, vielleicht hat er es damals ebenso spöttisch gesagt, wie er gerade vom Glück des Menschen sprach. Hast du? Thomas zuckt mit den Schultern. Er könne jedenfalls nicht mehr sagen, was drinstand. An den Einband kann er sich erinnern, oxsenblutrot, wie die Fußbodenfarbe in unseren ersten Wohnungen, vielleicht auch ein bisschen heller, und war da nicht auch ein Foto von enthusiastisch winkenden FDJ-lern drauf? Das war doch eh alles schon abgehakt damals, sagt er, ja, das geloben wir, ein Leiern und Nuscheln war das, peinlich und unangenehm, diese ganzen Floskeln auf Partei und Vaterland, da hatte man doch eh Distanz zu. Ich schüttle den Kopf und denke an das elfjährige Mädchen, das es kaum erwarten kann, das Halstuch gegen die FDJ-Bluse einzutauschen, auch erwachsen zu sein. Einen Kassettenrekorder zu bekommen wie Thomas. Zu Hause gab es nicht viele Bücher. Einige davon standen im Keller, im Regal neben Vaters Modelleisenbahn, der Marx und die Bücher über Elektrotechnik. Dorthin kam wohl auch der Sinn des Lebens. Ich vermute, dass in eben dieser Weise das Buch vom Glück des Menschen in Großvaters Schrank verschwand. Und doch erinnert es mich an ihn, so wie mich alte Wanderkarten an ihn erinnern, dabei benutzte er nur selten eine. Als ich die Widmung in dem Fotoband entdeckte, schien mir für einen Moment die Zeit zurückgedreht, als sei Großvater nur eben kurz einkaufen gegangen, ich stand zwischen den Kartons und Wäschekörben und las seinen Namen, ich sah seinen silbernen Aschenbecher auf dem Schreibtisch, später fand ich sein Hörgerät neben dem Nähzeug, die abgenutzten Pantoffeln im Schuhregal.

Es gibt hier keine Bildunterschriften, stellt Thomas fest und ich nicke, das ist mir auch sofort aufgefallen, nirgends ist ein Datum oder ein Hinweis auf den Ort der Fotografien vermerkt, als ließen sie sich schon dadurch verallgemeinern. Lachende Gesichter ohne Namen, jubelnde Gesichter ohne Namen, empörte Gesichter ohne Namen. Viele Kindergesichter.

Dazwischen Aufnahmen von Kriegsschauplätzen. Von Aufständen. Demonstrationen, Versammlungen, Paraden. Das Glück der Freiheit. Raketen werden über den Roten Platz gefahren. Bauarbeiter stehen vor Kühltürmen oder überqueren Gleise, gepflegte Frauen rechnen an einer Tafel oder beugen sich in weißen Kitteln über Reagenzgläser und technische Apparaturen. Frühstückspause auf dem Feld, eine Traktoristin blickt in die Ferne: Das Glück der Arbeit. Männer und Frauen umarmen sich, halten Säuglinge im Arm: Das Glück des Miteinanders. Was ist eigentlich ein Mensch?, fragt Brecht auf einer Seite. Thomas blättert weiter. Junge Pioniere halten Zeugnisse in ihren Händen, da ist es: Das Glück des Lernens. Ich könnte eines der Mädchen sein, denke ich und sage: Du könntest einer der Jungen sein. Thomas winkt ab und schiebt seinen nunmehr leeren Teller beiseite.

Die letzten beiden Kapitel des Buches erzählen laut Überschrift vom Glück des Friedens und vom zukünftigen Glück. Das ist alles so offensichtlich, meint Thomas. Das war auch offensichtlich gemeint, sage ich. Diese moralisierenden Gegenüberstellungen, böser Westen, guter Osten, diese ganze Haltung: Seht her, wir wissen es besser, wissen, wie es richtig geht. Dort der Privatweg, der Bettler, da die glücklichen Kinder. Wer schmückt sich nicht gern mit glücklichen Kindern? Und dieser Spruch dazu, schimpft Thomas, Kommunismus ist gleich Sowjetmacht plus Elektrifizierung. Über diese Gleichung habe er sich schon in der Schule geärgert. Staatsbürgerkunde oder Geschichte muss es gewesen sein, er weiß es nicht mehr so genau. Deshalb haben wir also keinen Kommunismus hier, habe er damals gefrotzelt, wir sind zwar elektrifiziert, aber wir sind keine Sowjetmacht, und bei den Russen ist es genau umgekehrt. Das war immer so ein Kalauer, meint Thomas, und ich spüre plötzlich eine leichte Verärgerung in mir, warum hat er es mir nicht schon damals beigebracht, dieses Frotzeln, dann könnte ich jetzt diese Erinnerung mit ihm teilen. Ich weiß, ich habe andere Erinnerungen. Manchmal sind sie mir unangenehm. Meine im Rückblick so naiv und lieblich erscheinenden Kindheitserinnerungen. Die habe ich ja auch, meint Thomas. Aber eben nicht nur, denke ich. Ich weiß, ich störe mich nicht nur an der Zusammenstellung der Texte und der Bilder. Es ist auch eine andere Kombination, die mir aufdringlich erscheint – der Großvater aus meiner Erinnerung in Verbindung mit die-

sem Buch, das behauptet, von seinem und damit in gewisser Weise auch von meinem Glück zu erzählen.

Man sagt, die DDR sei grau gewesen. Und ich entsinne mich an Facetten dieser Farbe, vom Betongrau bis hin zum Mausgrau der Straßenbahnsitze, das ich nicht mochte. Als Kind soll ich einmal meine Schuhe aus dem Straßenbahnfenster geworfen haben, weil die wenigen roten Sitze inmitten der grauen Sitzreihen bereits besetzt waren. Was für ein unerzogener Junge, sagt die Frau neben mir und meine Mutter weist sie zurecht, dass ich ein Mädchen sei. Es ist eine dieser Anekdoten, die erzählt werden, ohne dass man sich selbst daran erinnern würde.

Der Zaun zur Straße hin war grau, meint Thomas. Der Schulhof war grau, anthrazitfarbener Asphalt. Das erste Auto der Eltern war grau. Das zweite war gelb, sage ich. Ein blasses Gelbbraun. Wie die Fassade der Schule. Wie die Furniere der Schrankwand im Kinderzimmer. Die Schaukel im Garten ist an zwei grün gestrichenen Eisenstangen angebracht, ein verwittertes Holzbrett hängt an zwei dicken Seilen. Einmal falle ich herunter, stoße mir den Kopf an den Seitenstangen, die an manchen Stellen rosten. Rotbrauner Rost und ein hellblauer Strauch Hortensien neben der Schaukel. Natürlich weiß ich, wie Rost aussieht. Es bedarf keiner Erinnerung, um das zu wissen. Roter Himbeersirup, sagt Thomas, wir haben ihn mit Wasser oder kalter Milch gemischt. Rosa Himbeermilch. Die Milch ist in einem Plastikbeutel verpackt, einer von uns muss den Beutel so lange schütteln, bis sich leichter Schaum bildet. Ich kann mich nicht erinnern, welche Farbe mein Ranzen hatte. Thomas erinnert sich an eine Latzhose, kein knalliges Blau, eher matt, sagt er, wie ausgewaschen. Meine kleinen silbernen Ohrstecker in Herzform, eine Zeit lang habe ich sie jeden Tag getragen. Das blaue Halstuch. Das rote Halstuch. Ich frage mich, ob es überhaupt eine Fotografie von mir mit Halstuch gibt. Ein Beweisstück sozusagen. Sicher gibt es das, meint Thomas. Es gibt Bilder von mir vor verschiedenen Fahnen, in unförmigen Hosen obendrein, die ich in einer Schublade meines Kleiderschranks aufbewahre, zusammen mit unzähligen Briefen und kleineren Andenken, ein Stück bunte Kachel aus dem Spanienurlaub, eine Packung Streichhölzer aus einem Café in Moskau. Ich mochte den schmutziggrauen Schnee in der Stadt, die U-Bahnhöfe mit

ihren steilen Rolltreppen und riesigen Kristalllüstern, die Balletaufführung im Armeetheater, das wie ein gezackter Stern aussah, und selbst noch das Pappschild, das mehrmals am Tag auf dem Tresen der Hotelrezeption stand. Zehn Minuten technische Pause. Aus den zehn Minuten wurden halbe und ganze Stunden, in denen sich Schlangen von Gästen mit Rollkoffern und Taschen in der Eingangshalle bildeten, während das Personal hinter dem Tresen in Papieren blätterte und Kaffee trank. Das Hotel ist inzwischen abgerissen. Seit ich Robert kennengelernt habe, öffne ich die Schublade von meinem Kleiderschrank oft, zeige ihm die Fotos von meinen Reisen, von früheren und jetzigen Freunden, auch von den Eltern. Die Fotos mit den Fahnen zeige ich nicht. Das kleine Pionierabzeichen, das ich mit den Sportabzeichen in einer leeren Filmdose aufbewahre, zeige ich nicht.

Die vielen anderen Dinge, die noch im Keller der Eltern lagern, wir haben wirklich nicht viel mitgenommen damals, denke ich. Hinter den Türen der braunen Schrankwand, die einst im Wohnzimmer stand, liegen die Mappen mit den Kindergartenzzeichnungen, die Briefe aus dem Ferienlager, die Urkunden und Auszeichnungen, ein kleiner Schwibbogen, von den Spitzen dreier Sterne gehalten, den ich im Werkunterricht sorgsam mit dem LötKolben verzierte. Vater bringt es nicht übers Herz, etwas wegzwerfen. Mein Puppenhaus hat Mutter heimlich entsorgt, als sie vor acht Jahren aus der kleinen Wohnung in ein Haus umzogen.

Ich weiß, von Thomas gibt es so einige Fotos mit Halstuch. Eine Zeit lang war er Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junge Naturforscher. Ein Foto aus dieser Zeit befindet sich ebenfalls in meiner Schublade. Wer weiß, wo noch überall welche herumliegen, meint er etwas zerknirscht. Bei einem Klassenkameraden womöglich. Bei den Eltern eines Klassenkameraden. Oder im Archiv einer Schulbehörde. Vielleicht werden sie schon jetzt auf irgendwelchen Flohmärkten verkauft. Ich schüttle lachend den Kopf. Robert hat mir erzählt, dass er Ende der Achtzigerjahre, kurz nach seinem Fotografiestudium, einmal für ein paar Tage in der DDR war. Er ist einige Jahre älter als ich. Ich weiß nicht, ob er damals fotografiert hat oder überhaupt fotografieren durfte. Im schlimmsten Fall werden wir uns im Geschichtsbuch unserer Enkel wiederfinden, sage ich und krame Zigaretten

aus meiner Tasche hervor. Ich weiß noch, wie der Knoten geht. Wie welcher Knoten geht?, fragt Thomas und greift nun ebenfalls nach einer Zigarette. Vom Halstuch. Und doch habe ich keine konkrete Erinnerung daran, wie ich es binde – an einem oder vielleicht an vielen Morgen, wir haben es nicht jeden Tag getragen, natürlich nicht, sagt Thomas, aber montags auf jeden Fall, so ist es gewesen, wir wissen, dass es so gewesen ist, ich habe Erinnerungen an Fahnenappelle, in meinem Kopf Liedtexte, Melodien, die sich festgebissen haben wie kleine Nagetiere. Diese Situationen, wenn man eines dieser Lieder zufällig wieder hört, inzwischen kann einem das sogar in einem Warenhaus passieren oder jemand stimmt es an, nach ein paar Gläsern Wein zu viel, und dann merkt man einmal mehr, man kennt noch jede Zeile. Lieber würde ich noch fließend Russisch sprechen können. Ich erinnere mich an ein Spiel, da schwingt man das Tuch zwischen beiden Händen, hüpfte nach einer bestimmten Regel im Kreis herum und schlingt es demjenigen um den Hals, den man küssen will. Einmal küsste ich ein Mädchen mit kurzen blonden Haaren. Das muss in einem Ferienlager gewesen sein. Auch davon gibt es kein Foto. Mit einem Foto scheint man sich immer besser erinnern zu können. Oder erinnern zu müssen, meint Thomas. Sein Telefon klingelt, es ist sein Mitbewohner, er geht nach nebenan, ich höre ihn leise durch die Tür sprechen. Ich setze Kaffee auf, es ist noch die Packung von den Eltern, wenn sie zu Besuch kommen, bringen sie immer Kaffee mit. Vielleicht wollte ich das Mädchen auch nur küssen, das kommt mir plötzlich wahrscheinlicher vor. Wie oft merkt man sich wohl Dinge, die man lediglich tun wollte oder nur gedacht hat. Ich weiß, die meisten meiner Erinnerungen sind nicht besonders glaubwürdig. Es fehlt viel, gerade aus den ersten dreizehn Jahren. Die Schaukel im Garten könnte letztlich überall stehen. Ich wüsste gern, was ich alles vergessen habe. Ich weiß, dass ich vieles gar nicht erst wahrgenommen habe. Vielleicht ist es nur eine Frage der Haltung. Die meisten Menschen gehen davon aus, dass sie sich erinnern. In meiner Kammer stapeln sich die abgelaufenen Kalender, um jederzeit im eigenen Leben nachschlagen zu können. Der jeweils aktuelle Kalender hilft, Namen zu erinnern und Verabredungen einzuhalten. Ich habe die Namen der meisten Pilze vergessen. Ich kann die essbaren von den giftigen längst nicht mehr sicher unterscheiden, muss die Bücher zurate ziehen. Es erscheint mir glaub-

würdiger, vom Vergessen auszugehen. Es gibt Tage, da nehme ich mir vor, pfleglicher mit meinen Erinnerungen umzugehen, also mit dem, was eine Erinnerung werden könnte. Aber dann vergesse ich auch das schon wieder.

Wie vieles man lediglich vermutet oder erst nachträglich seinen Erinnerungen einschreibt. Thomas kommt zurück, er sei gleich noch auf ein Bier verabredet, sagt er und holt die Milch aus dem Kühlschrank. Das Licht im Kühlschrank ist kaputt, vielleicht ist es nur die Birne, aber ich habe keine Ahnung, wo man solche Birnen nachkauft. Thomas weiß es auch nicht. Die vielen Gedanken, während wir miteinander reden. Die wir nicht aussprechen. Die auf keinem Foto zu sehen sind. Ich habe vergessen, die Kräuter auf der Fensterbank zu gießen. Das Wasser aus meinem Glas perlt hart ab, so trocken ist die Erde im Topf. Draußen im Hinterhof noch ein Rest Abendsonne. Eine Bewegung, die Zigaretten auf dem Tisch, Thomas, der mir Feuer gibt. So vieles, das man nicht sieht, was der Blick streift und sofort verwirft. Ich nehme mir noch einen Kaffee und frage mich, was Thomas gerade denkt, während er wieder in dem Buch blättert. In meiner Erinnerung an diesen Moment werde ich vielleicht Vermutungen darüber anstellen. Ich werde mich an etwas anderes erinnern als er. Ich werde vergessen, dass ich manches gar nicht wissen kann. Ich werde von mir ausgehen.

Von Großvater weiß ich, wie er als mein Großvater war. Was weiß so ein Buch von ihm? Was weiß Thomas von ihm? Dass Großvater einmal jung war, dass er selbst ein Sohn war, dass ich kaum etwas weiß, über seine Gedanken, über seine Vorstellungen vom Glück, auch das vergesse ich oft. Seine wenigen Erzählungen vom Krieg, die immer wie Reisebeschreibungen klangen. Er mochte es, unterwegs zu sein. Da zieht einer in die Welt. Da zieht einer aus, um das Fürchten zu lernen. Mein Vater, der den Kopf schüttelt, nein, auch er wisse nicht viel mehr darüber. Und nein, sein Vater habe nicht geschossen. Er sei der Koch gewesen. Ein Koch im Krieg also. Ein Koch im Krieg mit sorgsam manikürten Händen. Einer, der in der Kriegsgefangenschaft Skat spielen lernt und im Offizierschor mitsingen darf. Wir haben nicht nachgefragt, stelle ich fest und Thomas meint, das sei wahrscheinlich normal, diese Kluft zwischen Geschichtswissen und Familienwissen. Als seien das zwei verschiedene Welten, die

man nicht zusammenbekommt oder nicht zusammenbekommen will. Hat er dir auch von dem Brunnen erzählt?, fragt Thomas. Ich nicke, diese Geschichte kenne ich. Manchmal hat er uns auch kleine, an den Rändern gezackte Fotos von staubigen Landstraßen gezeigt, die uns wie Urlaubsfotos vorkamen. Esel und Strommasten. Auf einem dieser Bilder blickt er ernst in die Kamera, die Wangen sind eingefallen, der Mantel hängt ihm schwer um die Schulter. Ein schöner Mann, dachte ich damals, denke ich immer noch, erst später wurde er rund im Gesicht und auch am Bauch.

Als Kind kann ich viele der Erzählungen und Bilder nicht einordnen, als ob einem die entsprechende Landkarte fehlt, um sich zu orientieren. Inzwischen reime ich mir zusammen, was ich nicht erfragt habe, das, was nicht erzählt wird. Das Schweigen der Mutter, wenn es um ihre Familie geht. Die Erinnerungen an Peinlichkeiten oder irgendeine Schmach, die man lieber für sich behält, so vieles, das man tatsächlich vergessen hat. Mitunter vergisst man die Sache und den Vorgang des Vergessens gleichermaßen. Es heißt, dass die Leerstellen unbewusst mit fremdem Material gefüllt werden, mit Gehörtem oder Gelesenem, sodass es gar nicht auffällt, dass es möglicherweise entscheidende Lücken im Ablauf gibt. Anscheinend ist es mir gelungen, ein paar dieser Lücken zu behalten. Wenn man das so sagen kann. Was habe ich gedacht und empfunden, damals, als die Wende kam, hat mich Robert neulich gefragt. Thomas lacht. Es ist nur ein Beispiel, sage ich und schalte die Lampe über dem Tisch ein. Ich kann mich nicht erinnern, kenne nur die Erinnerungen von anderen. Ein Freund erzählte mir mal von einer Bahnfahrt auf Drogen. Thomas weiß ebenfalls viel zu erzählen aus dieser Zeit, er erinnert sich an Gespräche, an die Streitereien mit Vater, die gespannte Stimmung am Bahnhof. Unser Schulweg. Weißt du das alles wirklich nicht mehr?, fragt er und ich sage, wie kann ich etwas erinnern, was ich gar nicht richtig mitbekommen habe. (...) Irgendwann müssen wir samstags nicht mehr zur Schule gehen. Irgendwann sehe ich eine Rede von Egon Krenz im Fernsehen und halte ihn für einen netten, älteren Herrn. Bis mir Thomas von dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens erzählt. Von Krenz' Lob auf die chinesische Regierung, die offensichtliche Drohung: Das können wir auch. Ich weiß noch, du hast mir gefehlt in dieser Zeit, sage ich zu Thomas. Die Eltern streiten. Das ist meine Erinnerung an Veränderung. Mehr nicht.

Die vielen anderen Geschichten aus dem Familienalbum. Die dazugehörigen Fotos sind in den ersten Jahren noch schwarz-weiß, schwarz-weiße Babyfotos, danach werden hauptsächlich Farbfotos eingeklebt. Die Widersprüche in den Geschichten, die kleinen Veränderungen von Mal zu Mal, wenn sie erzählt werden. Meine Mutter, die sich an jeden Urlaub erinnert. Die sich oft ärgert über meine Vergesslichkeit. Sommer 1987 – da waren wir doch im Riesengebirge. Ich denke an weiche Hörnchen mit Butter, aber war das im Riesengebirge? Ich denke an Wanderungen durch dichte Wälder, vorbei an Holzschobern und Lichtungen, einmal öffnet sich der Wald, vor uns abgehackte Baumstümpfe bis zum Horizont, wir rennen vor, Mutter atmet schwer, fällt schließlich zurück, sie hasst das Wandern. Lieber läge sie jetzt an einem Strand. Wir warten an der nächsten Weggabelung. Immer wieder warten wir an irgendwelchen Weggabelungen. Die vielen Wanderungen schieben sich zu einem Bild zusammen, lassen sich nicht mehr voneinander trennen. Hörnchen und Fichten. Der Ort hieß Spindlermühle, sagt Thomas. Den tschechischen Namen weiß er nicht. Er erinnert sich an Filzstifte, eine riesige Packung, 50 Stück in allen Farben. Vielleicht auch 100 Stück. Nein, sage ich, 100 bestimmt nicht, eher 30 oder so. Also Hörnchen, Fichten und Filzstifte. Siehst du, meint Thomas lächelnd und greift nach seiner Jacke, an die wichtigen Dinge erinnert man sich halt. Er hat natürlich recht, man könnte so vieles erinnern. Es scheint einfach, wenn man nicht genauer darüber nachdenkt. Ich stelle mir vor: Das Vergessen und das Erinnern als zwei alte Schachspieler, beide etwas kauzig vielleicht, die sich gegenseitig provozieren, Spielzüge weit im Voraus planen, die Schliche des anderen misstrauisch beäugen. Der eine redet ununterbrochen, der andere schweigt und beides ist eine mögliche Strategie, um das Spiel für sich zu entscheiden.

Aus:

Peggy Mädler: Legende vom Glück des Menschen

Galiani Verlag, Berlin 2011, S. 44-56

Abdruck mit freundlicher Genehmigung

# Der Verlorene

Hans-Ulrich Treichel

## Kurzzinhalt

**D**er Roman *Der Verlorene* von Hans-Ulrich Treichel handelt von einer Familiengeschichte, die stark von dramatischen Ereignissen durch Vertreibung und Flucht im Zweiten Weltkrieg geprägt ist. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive eines heranwachsenden Jungen, der in der frühen Bundesrepublik der 1950er-Jahre in Ostwestfalen aufwächst. Seine Eltern haben ihm gesagt, sein größerer Bruder Arnold sei auf der Flucht aus Ostpreußen verhungert. Doch eines Tages gesteht ihm seine Mutter, dass sein Bruder gar nicht tot, sondern auf der Flucht verlorengegangen ist: In panischer Angst vor den Soldaten der Roten Armee hatte die Mutter ihr Kind einer fremden Frau in die Arme gelegt. Dieses Eingeständnis wird in der Familie zu einer Zäsur. Es beginnt eine quälende Suche nach dem verlorenen Sohn, die teilweise absurde Formen annimmt. So etwa, als die Eltern versuchen, die leibliche Verwandtschaft eines Findelkinds nachzuweisen, von dem sie glauben, dass es ihr eigenes, verlorenes Kind ist. Für den Ich-Erzähler wird der unsichtbare große Bruder zum immer bedrohlicheren Konkurrenten, der seine Stellung in der Familie und sein weiteres Leben grundlegend verändern würde. Der „Verlorene“ prägt als Leerstelle noch über Jahrzehnte das Familienleben, erzeugt Ängste beim jüngeren Bruder und Schuld und Scham bei den Eltern. Die Traumatisierung durch die Ereignisse ist in der Familie zwar ständig präsent, doch wird über das Geschehene nicht gesprochen.



**M**ein Bruder hockte auf einer weißen Wolldecke und lachte in die Kamera. Das war während des Krieges, sagte die Mutter, im letzten Kriegsjahr, zuhaus. Zuhause, das war der Osten, und der Bruder war im Osten geboren worden. Während die Mutter das Wort „zuhaus“ aussprach, begann sie zu weinen, so wie sie oft zu weinen begann, wenn vom Bruder die Rede war. Er hieß Arnold, ebenso wie der Vater. Arnold war ein fröhliches Kind, sagte die Mutter, während sie das Photo betrachtete. Dann sagte sie nichts mehr, und auch ich sagte nichts mehr und betrachtete Arnold, der auf einer weißen Wolldecke hockte und sich freute. Ich weiß nicht, worüber Arnold sich freute, schließlich war Krieg, außerdem befand er sich im Osten, und trotzdem freute er sich. Ich beneidete den Bruder um seine Freude, ich beneidete den Bruder um die weiße Wolldecke, und ich beneidete ihn auch um seinen Platz im Photoalbum. Arnold war ganz vorn im Photoalbum, noch vor den Hochzeitsbildern der Eltern und den Porträts der Großeltern, während ich weit hinten im Photoalbum war. Außerdem war Arnold auf einem ziemlich großen Photo abgebildet, während die Photos, auf denen ich abgebildet war, zumeist kleine, wenn nicht winzige Photos waren. Photos, die die Eltern mit einer sogenannten Box geschossen hatten, und diese Box konnte anscheinend nur kleine beziehungsweise winzige Photos machen. Die Photos, auf denen ich abgebildet war, mußte man schon sehr genau betrachten, um überhaupt irgendetwas erkennen zu können. Eines dieser winzigen Photos zeigte beispielsweise ein Wasserbecken mit mehreren Kindern, und eines dieser Kinder war ich. Allerdings war von mir nur der Kopf zu sehen, da ich, der

ich damals noch nicht schwimmen konnte, im Wasser saß, das mir wiederum fast bis zum Kinn reichte. Außerdem war mein Kopf teilweise verdeckt von einem im Wasser und vor mir stehenden Kind, so daß das winzige Photo, auf dem ich abgebildet war, nur einen Teil meines Kopfes direkt über der Wasseroberfläche zeigte. Darüber hinaus lag auf dem sichtbaren Teil des Kopfes ein Schatten, der wahrscheinlich von dem vor mir stehenden Kind ausging, so daß von mir in Wahrheit nur das rechte Auge zu sehen war. Während mein Bruder Arnold schon zu Säuglingszeiten nicht nur wie ein glücklicher, sondern auch wie ein bedeutender Mensch aussah, war ich auf den meisten Photos meiner Kindheit zumeist nur teilweise und manchmal auch so gut wie überhaupt nicht zu sehen. So gut wie überhaupt nicht zu sehen war ich beispielsweise auf einem Photo, daß anlässlich meiner Taufe aufgenommen worden war. Die Mutter hielt ein weißes Kissen auf dem Arm, über dem eine wiederum weiße Decke lag. Unter dieser Decke befand ich mich, was man daran erkennen konnte, daß die Decke sich am unteren Ende des Kissens verschoben hatte und die Spitze eines Säuglingsfußes darunter hervorschaute. In gewisser Weise setzten alle weiteren Photos, die von mir in meiner Kindheit gemacht worden waren, die Tradition dieses ersten Photos fort, nur daß auf späteren Photos statt des Fußes der rechte Arm, die halbe Gesichtshälfte oder wie auf dem Schwimmbadphoto ein Auge zu sehen war. Nun hätte ich mich mit der nur teilweisen Anwesenheit meiner Person im Familienalbum abfinden können, hätte es sich die Mutter nicht zur Angewohnheit gemacht, immer wieder nach dem Album zu greifen, um mir die darin befindlichen Photos zu zeigen. Was jedesmal darauf hinauslief, daß über die kleinen und winzigen und mit der Box geschossenen Photos, auf denen ich beziehungsweise einzelne Körperteile von mir zu sehen waren, ziemlich schnell hinweggegangen wurde, während das mir gleichsam lebensgroß erscheinende Photo, auf dem mein Bruder Arnold zu sehen war, Anlaß zu unerschöpflicher Betrachtung bot. Das hatte zur Folge, daß ich zumeist mit verkniffenem Gesicht und mißlaunig neben der Mutter auf dem Sofa saß und den fröhlichen und gutgelaunten Arnold betrachtete, während Mutter zusehends ergriffener

wurde. In den ersten Jahren meiner Kindheit hatte ich mich mit den Tränen der Mutter zufriedengegeben und mir keine weiteren Gedanken darüber gemacht, warum die Mutter beim Betrachten des fröhlichen Arnold so häufig zu weinen begann. Und auch die Tatsache, daß Arnold wohl mein Bruder war, ich ihn aber noch niemals leibhaftig zu Gesicht bekommen hatte, hatte mich die ersten Jahre nur beiläufig beunruhigt, zumal es mir nicht unlieb war, mein Kinderzimmer nicht mit ihm teilen zu müssen. Irgendwann aber klärte mich die Mutter insoweit über Arnolds Schicksal auf, als sie mir offenbarte, daß Arnold auf der Flucht vor dem Russen verhungert sei. „Verhungert“, sagte die Mutter, „in meinen Armen verhungert.“ Denn auch sie selbst sei mehr oder weniger gänzlich ausgehungert gewesen während des langen Trecks vom Osten in den Westen, und sie habe keine Milch und auch sonst nichts gehabt, um das Kind zu ernähren. Auf meine Frage, ob denn niemand außer ihr Milch für das Kind gehabt habe, sagte die Mutter nichts, und auch alle meine anderen Fragen nach den näheren Umständen der Flucht und dem Verhungern meines Bruders Arnold beantwortete sie nicht. Arnold war also tot, was wohl sehr traurig war, mir aber den Umgang mit seinem Photo erleichterte. Der fröhliche und wohlgeratene Arnold war mir nun sogar sympathisch geworden, und ich war stolz darauf, einen toten Bruder zu besitzen, der zudem noch so fröhlich und wohlgeraten ausschaute. Ich trauerte um Arnold, und ich war stolz auf ihn, ich teilte mit ihm mein Kinderzimmer und wünschte ihm alle Milch dieser Welt. Ich hatte einen toten Bruder, ich fühlte mich vom Schicksal ausgezeichnet. Von meinen Spielkameraden hatte kein einziger einen toten und schon gar nicht einen auf der Flucht vor dem Russen verhungerten Bruder.

Arnold war mein Freund geworden, und er wäre auch mein Freund geblieben, hätte mich die Mutter nicht eines Tages um das gebeten, was sie eine „Aussprache“ nannte. Eine Aussprache war etwas, worum mich die Mutter noch nie gebeten hatte, und auch der Vater hatte mich noch nie um eine Aussprache gebeten. Überhaupt bin ich während meiner gesamten Kindheit und ersten Jugendjahre niemals um eine Aussprache oder

um etwas gebeten worden, was einer Aussprache auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Dem Vater reichten kurze Befehle und Arbeitsanweisungen, um sich mit mir zu verständigen, und die Mutter redete wohl gelegentlich mit mir, doch meist lief das Gespräch auf den Bruder Arnold und damit auf Tränen oder Schweigen hinaus. Die Aussprache wurde von der Mutter mit den Worten eröffnet, daß ich nun alt genug sei, um die Wahrheit zu erfahren. „Was für eine Wahrheit“, fragte ich die Mutter, denn ich befürchtete, daß es hierbei vielleicht um mich gehen könnte. „Es geht“, sagte die Mutter, „um deinen Bruder Arnold.“ In gewisser Weise war ich erleichtert, daß es wieder einmal um Arnold ging, andererseits aber ärgerte es mich auch. „Was ist mit Arnold“, sagte ich, und die Mutter schien schon wieder den Tränen nahe, worauf ich die spontane, aber nicht sehr überlegte Frage stellte, ob Arnold etwas zustoßen sei, was die Mutter mit einem irritierten Blick quittierte. „Arnold“, sagte die Mutter ohne ein weiteres einleitendes Wort, „Arnold ist nicht tot. Er ist auch nicht verhungert.“ Ich war nun ebenfalls irritiert und auch ein wenig enttäuscht. Doch statt zu schweigen, fragte ich die Mutter, wiederum ohne lange nachzudenken, woran Arnold denn dann gestorben sei. „Er ist gar nicht gestorben“, sagte die Mutter noch einmal und ohne jegliche Regung, „er ist verlorengegangen.“

Darauf erzählte sie mir die Geschichte vom verlorengegangenen Arnold, die ich zum Teil verstanden und zum Teil auch nicht verstanden habe. Die Geschichte deckte sich einerseits mit der vom gestorbenen und verhungerten Arnold, und andererseits war es eine gänzlich neue Geschichte. Arnold hatte tatsächlich auf dem Treck vom Osten in den Westen Hunger gelitten, und die Mutter hatte tatsächlich weder Milch noch andere Nahrung für das Kind gehabt. Doch war Arnold nicht verhungert, sondern abhanden gekommen, und es fiel der Mutter schwer, den Grund für Arnolds Verschwinden auch nur annähernd begrifflich zu machen. Irgendwann, soviel verstand ich, ist auf der Flucht vor dem Russen etwas Schreckliches passiert. Was es war, sagte die Mutter nicht, sie sagte nur immer wieder, daß auf der Flucht vor dem Russen etwas Schreckliches passiert sei und daß ihr auch der Vater nicht habe helfen können und daß ihr

niemand habe helfen können. Wohl seien in dem Treck Tausende von Menschen gen Westen gezogen, und lange Zeit habe es auch so ausgesehen, als würden sie den Treck einigermaßen unbeschadet überstehen und den Abstand zwischen sich und dem Russen Tag für Tag ein wenig vergrößern. Doch eines Morgens, sie hatten gerade ein kleines, westlich von Königsberg gelegenes Bauerndorf hinter sich gelassen, stand plötzlich der Russe vor ihnen. Der Russe war völlig überraschend aus dem Morgennebel aufgetaucht. Die ganze Nacht hätten sie weder etwas gehört noch gesehen, keinen Motorenlärm, keine Stiefelschritte, keine „Dawai! Dawai!“-Rufe. Doch plötzlich war der Russe da. Wo eben noch ein leeres Feld war, standen dreißig, vierzig bewaffnete Russen, und ausgerechnet an der Stelle, an der die Mutter mit dem Vater und dem kleinen Arnold unterwegs war, unterbrachen sie den Flüchtlingstreck und suchten sich ihre Opfer heraus. Da sie sofort gewußt hatte, daß nun etwas Schreckliches passieren würde, und da einer der Russen dem Vater bereits ein Gewehr vor die Brust gedrückt hatte, gelang es der Mutter gerade noch, einer neben ihr hergehenden Frau, die zum Glück von keinem der Russen aufgehalten wurde, das Kind in die Arme zu legen. Doch geschah dies so schnell und in Panik, daß sie keine Gelegenheit hatte, mit der Frau auch nur ein einziges Wort zu wechseln, nicht mal den Namen des kleinen Arnold konnte sie der Frau zurufen, die auch sofort in der Menge der Flüchtenden verschwand.

Das Schreckliche, sagte die Mutter, sei dann insofern doch nicht passiert, als die Russen weder sie noch den Vater erschossen hätten. Denn das sei das erste gewesen, was sie befürchtet hatten, und darum habe sie auch den kleinen Arnold der fremden Frau in die Arme gedrückt. Andererseits aber, so die Mutter, sei das Schreckliche dann doch passiert. „Das Schreckliche aber“, sagte die Mutter, „ist dann doch passiert“. Daraufhin weinte sie wieder, und ich war mir sicher, daß sie um Arnold weinte, und um sie zu trösten, sagte ich ihr, daß sie Arnold schließlich das Leben gerettet habe und nicht zu weinen brauche, worauf die Mutter sagte, daß das Leben Arnolds gar nicht bedroht gewesen sei. Und auch das Leben des Vaters sei nicht bedroht gewesen und auch ihr eigenes nicht. Wohl sei

ihr etwas Schreckliches zugefügt worden von den Russen, aber die Russen hätten es gar nicht auf ihr Leben oder das ihrer Familie abgesehen gehabt. Die Russen hätten es immer nur auf eines abgesehen gehabt. Aber sie habe voreilig Angst um ihr eigenes Leben und das Leben ihres Kindes gehabt, und in Wahrheit habe sie auch voreilig das Kind weggegeben. Nicht einmal Arnolds Namen habe sie der Frau noch zurufen können, so groß seien die Panik und das Durcheinander gewesen, und auch die Frau habe nur das Kind an sich drücken und weiterlaufen können. „Arnold lebt“, sagte die Mutter, „aber er trägt einen anderen Namen.“ „Vielleicht“, sagte ich darauf, „hat er ja Glück gehabt, und sie haben ihn wieder Arnold genannt“, worauf mich die Mutter so verständnislos und traurig ansah, daß mir das Blut in den Kopf schoß und ich mich schämte. Dabei hatte ich die Bemerkung nur gemacht, weil ich wütend auf Arnold war. Denn erst jetzt begann ich zu begreifen, daß Arnold, der untote Bruder, die Hauptrolle in der Familie spielte und mir eine Nebenrolle zugewiesen hatte. Ich begriff auch, daß Arnold verantwortlich dafür war, daß ich von Anfang an in einer von Schuld und Scham vergifteten Atmosphäre aufgewachsen war. Vom Tag meiner Geburt an herrschte ein Gefühl von Schuld und Scham in der Familie, ohne daß ich wußte, warum. Ich wußte nur, daß ich bei allem, was ich tat, eine gewisse Schuld durch eine gewisse Scham verspürte. So verspürte ich beispielsweise immer während des Essens eine Schuld und eine Scham, ganz unabhängig von der Speise, die mir vorgesetzt wurde. Wenn ich ein Stück Fleisch aß, regte sich mein Gewissen, und ebenso regte es sich, wenn ich eine Kartoffel oder meinen Nachtisch aß. Ich fühlte mich schuldig, weil ich aß, und ich schämte mich, weil ich aß. Wohl spürte ich sehr genau, daß ich mich schuldig fühlte und daß ich mich schämte, aber es war mir gänzlich unerklärlich, warum ich, der ich doch nichts weiter als ein unschuldiges Kind war, mich wegen eines Stück Fleisches oder einer Kartoffel schämen oder gar schuldig fühlen mußte.

Ebenso unerklärlich war mir, warum ich mich schuldig fühlen mußte, wenn ich Radio hörte, Fahrrad fuhr, mit den Eltern einen Ausflug oder Spaziergang machte. Doch gerade die Spaziergänge oder Ausflüge mit den

Eltern, die ausschließlich sonntags stattfanden, drückten mein Gewissen und lösten große Schamgefühle in mir aus. Wenn ich mit dem Vater und der Mutter die Hauptstraße unseres Ortes entlangging, schämte ich mich dafür, daß ich mit ihnen die Hauptstraße unseres Ortes entlangging. Wenn wir mit der schwarzen Limousine, die der Vater in seinen beruflich erfolgreichen Zeiten angeschafft hatte, den Ort verließen, um den nahe gelegenen Teutoburger Wald anzusteuern, schämte ich mich und fühlte mich schuldig, weil wir den Teutoburger Wald ansteuerten. Hatten wir schließlich unser Ziel erreicht und gingen den immer gleichen Waldweg entlang, der uns zum sogenannten Bismarckturm führte, dann schämte ich mich und fühlte mich schuldig, weil wir den immer gleichen Waldweg entlanggingen. Natürlich schämte ich mich auch und fühlte mich schuldig, wenn wir endlich angekommen waren und auf den Bismarckturm hinaufstiegen, um von dort aus in die Ebene zu schauen, wo sich in der Ferne der Kirchturm meines Heimatortes erhob. Die Spaziergänge und die Ausflüge, die ich mit den Eltern unternahm, waren wahre Schuld- und Schamprozeessionen. Wobei auch die Eltern während dieser Ausflüge einen bedrückten und gepeinigten Eindruck machten und es mir immer so vorkam, als schlepten sie sich jeden Sonntag regelrecht aus dem Haus. Andererseits wäre es ihnen nie in den Sinn gekommen, auf die sonntäglichen Ausflüge zu verzichten, denn die sonntäglichen Ausflüge dienten erstens der Erhaltung der Arbeitskraft und waren zweitens dem christlichen Respekt vor dem Sonntag geschuldet. Doch waren die Eltern unfähig, Freizeit oder Erholung auch nur in Ansätzen zu genießen.

Anfangs hatte ich mir diese Unfähigkeit mit ihrer einerseits schwäbisch-pietistischen und andererseits ostpreußischen Herkunft erklärt, denn ich wußte aus den Erzählungen der Eltern, daß weder der schwäbisch-pietistische noch der ostpreußische Mensch auch nur annähernd in der Lage ist, so etwas wie Freizeit oder Erholung zu genießen. Dann aber hatte ich begriffen, daß ihre Unfähigkeit zur Freizeit und zur Erholung mit dem verlorengegangenen Bruder Arnold und dem Schrecklichen, was die Russen ihnen und speziell der Mutter angetan hatten, zusammenhing. Allerdings bildete ich mir ein, mehr als die Eltern unter den verdorbenen Aus-

flügen zu leiden, denn für die Eltern, die der Überzeugung waren, daß der Mensch nicht auf der Welt sei, um Ausflüge zu machen, sondern um zu arbeiten, waren die Ausflüge in gewisser Weise ohnehin verdorben. Ich dagegen liebte Ausflüge und hätte am liebsten meine Tage mit Ausflügen verbracht. Freilich nicht mit solchen, die ich nun mit den Eltern machte. Gegen diese Ausflüge entwickelte ich mit der Zeit eine so große Abneigung, daß die Eltern mich nur noch unter Androhung von Strafe dazu bewegen konnten, sie zu begleiten.

Die schönste Strafe, die mir die Eltern androhten, war Hausarrest. Doch in den Genuß des sonntäglichen Hausarrests kam ich erst, nachdem ich mir eine spezielle Form von Reisekrankheit zugelegt hatte, die auch bei kleineren Ausflügen bereits Wirkung zeigte. Hauptsymptom der Reisekrankheit war eine körperliche Unverträglichkeit von Bewegung, wobei ein gewisser Unterschied darin bestand, ob ich mich selbst bewegte oder bewegt wurde. Bewegte ich mich selbst, während unserer Spaziergänge im Ort beispielsweise, wurde mir zumeist schwindelig, so daß ich mich auf eine Bank setzen mußte. Wurde ich bewegt, dann mußte ich mich erbrechen. Am meisten mußte ich mich während unserer Ausflugsfahrten mit der neuen schwarzen Limousine erbrechen, wogegen ich mich bei unseren Fahrten mit dem silbergrau lackierten Ford, dem sogenannten Buckeltaunus, niemals erbrechen mußte. Der alte Ford war das einzige Gefährt meiner Kindheit, in dem mir nicht schlecht wurde. Allerdings hatte der Vater den Wagen schon nach den ersten geschäftlichen Erfolgen wieder veräußert, um zuerst einen Opel Olympia und dann die schwarze Limousine mit den Haifischzähnen anzuschaffen. Im Opel Olympia hatte ich mich nicht regelmäßig, aber doch häufig erbrochen. Wogegen ich mich in der schwarzen Limousine regelmäßig erbrach. Was nicht nur bedeutete, daß ich oft mit verschmutzter Kleidung, bleich und geschwächt wieder nach Hause transportiert wurde. Auch der Wagen mußte nach jedem unserer mißglückten Ausflüge gründlich gereinigt und gelüftet werden, bevor er wieder einsatzfähig war.

Schließlich beschlossen die Eltern, die Sonntagsausflüge nun nicht mehr mit dem Wagen, sondern mit der Eisenbahn zu unternehmen, die zwischen meinem Heimatort und dem Teutoburger Wald verkehrte und sich darum auch Teutoburger-Wald-Eisenbahn nannte. Wohl mußte ich mich auch in der Teutoburger-Wald-Eisenbahn erbrechen, doch waren die Waggon mit Holzbänken ausgestattet, und außerdem konnte ich auf die Zugtoilette ausweichen, wenn die Zeit dazu ausreichte. Die Eltern hätten sich mit dem regelmäßigen Erbrechen in der Teutoburger-Wald-Eisenbahn ohne weiteres arrangiert, wären da nicht die anderen Mitreisenden gewesen, die vor allem dann an meinem Erbrechen Anstoß nahmen, wenn es mir nicht mehr gelang, die Zugtoilette aufzusuchen und ich mich auf den Fußboden oder die Sitzbänke erbrach. Schließlich kapitulierten die Eltern, und ich durfte die Sonntage allein im Haus verbringen, was für mich zu den schönsten Kindheitserinnerungen zählt. Um genau zu sein: vor allem der erste Sonntag, den ich allein im Haus verbringen durfte, zählt zu den schönsten Kindheitserinnerungen. Wobei es im wesentlichen die erste Viertelstunde nach dem Weggang der Eltern war, während der ich mich rundum glücklich und frei gefühlt habe.

Nachdem diese Viertelstunde vorüber war, stellte sich ein bedrückendes Gefühl von Beklemmung und Verlassenheit ein, dem ich durch verschiedene Ablenkungen zu entkommen suchte. Eine dieser Ablenkungen bestand darin, daß ich mich an das geöffnete Wohnzimmerfenster setzte, die Augen schloß und versuchte, die Typen der vorbeifahrenden Autos an ihrem Motorengeräusch zu erkennen. Ich war mit der Zeit so routiniert in diesem Spiel, daß ich die meisten der Fahrzeuge schon erriet, bevor sie unser Haus überhaupt erreicht hatten. Allerdings bestand damals auch ein Großteil der Autos aus den Basismodellen von VW und DKW. Schwieriger wurde es bei ausländischen Fahrzeugen, doch kam es nur wenige Male vor, daß ich, nachdem ich das fremde Motorengeräusch nicht identifizieren konnte, die Augen öffnete und einem Wagen hinterherblickte, den ich zuvor noch nie gesehen hatte. Ich erreichte bei diesem Spiel eine Trefferquote, die bei ungefähr neunzig Prozent lag, und langweilte mich bald dementsprechend, so daß ich dazu überging, jeden Sonntag nur noch

eine mir selbstaufgelegte Pflichtmenge von fünfzig Autos zu verarbeiten und mich dann anderweitig abzulenken. Diese anderweitige Ablenkung bestand in exzessivem Radiohören, was darauf hinauslief, daß ich stundenlang vor der erleuchteten Skala saß und unablässig den Sender wechselte. Radiohören langweilte mich, und exzessives Radiohören langweilte mich noch mehr. In gewisser Weise spürte ich schon als Kind und lange vor Einführung des Fernsehens, daß das Radio kein Fernseher war.

Das Radio vergnügte mich nicht, und es lenkte mich auch nur so lange von der häuslichen Beklemmung und Bedrückung ab, bis ich während meiner beständigen Sendersuche plötzlich auf russische oder wenigstens russisch klingende Worte stieß. Wohl war ich überrascht, daß sich in einem ostwestfälischen Radio ein russischer Sender befand, andererseits wußte ich aus den Erzählungen der Eltern, daß dem Russen alles zuzutrauen war. Obgleich ich kein von Wort von dem verstand, was der Russe im Radio redete, lauschte ich begierig den fremden Lauten. Und je länger ich den Worten des Russen zuhörte, die mal wie Befehle oder wie Anweisungen klangen und dann wieder einem melancholischen Singsang ähnelten, um so mehr schien es mir, als würde ich nicht nur einzelne Teile der Russenrede verstehen, ich bildete mir auch ein, daß die Worte des Russen irgend etwas mit mir und meiner Familie zu tun hatten. Natürlich war ich mir meiner Sache nicht sicher, sah mich aber in meiner Sonntagseinsamkeit vor dem Radio immer wieder von dem Gedanken verfolgt, daß der Russe von der Schande redete und dem Schrecklichen, das meinen Eltern und speziell der Mutter widerfahren war, und daß von dieser Schande und dem Schrecklichen nun der ganze Äther erfüllt war. Glücklicherweise erlaubte es der geschäftliche Erfolg dem Vater, einen Fernseher anzuschaffen, so daß ich mich der beängstigenden Wirkung des Radios und speziell des russischen Senders ohne Schwierigkeiten entziehen konnte.

Allerdings war es dem Vater, der nichts dabei fand, daß ich meine einsamen Sonntagsstunden allein vor dem Radio verbrachte, unerträglich, daß ich diese Stunden auch vor dem Fernseher verbrachte. Wohl hatte

er einen Fernseher gekauft, aber er ertrug es nicht, daß der Fernseher eingeschaltet wurde. Und wenn er eingeschaltet wurde, dann durfte er nur mit seiner Erlaubnis eingeschaltet werden, wobei letztere jederzeit widerrufbar war.

Aus:

Hans-Ulrich Treichel: Der Verlorene

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998, S. 7-25

Abdruck mit freundlicher Genehmigung

## Diskussion

### ***Legende vom Glück des Menschen – Erinnerungen, Vergessenes, Vermutungen***

In *Legende vom Glück des Menschen* geht es um diese „individuellen, unvermuteten Momente, wo ein Glück gefunden oder verpasst wird“, sagt Peggy Mädler. Es gehe aber auch um Erinnerung und das Vergessen: „um diese vielen, alltäglichen Momente, über die man rückblickend nur noch Vermutungen anstellen kann, die man sich nur noch in Form einer Geschichte erzählen kann.“

76

Die Autorin erläutert das Erzählprinzip ihres Romans: Das literarische Erzählen nimmt seinen Ausgangspunkt an einer „historisch belegten“ Tatsache, nämlich dass der Großvater diesen Fotoband – ausweislich einer entsprechenden Widmung – von seinem Betrieb als Auszeichnung erhalten hat. Dann enden bereits die Fakten. Die Erzählerin weiß nicht, was dieses Buch für ihren Großvater bedeutet hat: Wie hat er darauf reagiert? Wie hat er sich bei dieser Auszeichnungsfeier gefühlt? Hat er sich diesen Fotoband überhaupt jemals angeschaut oder ihn einfach nur ins Regal gestellt? Ina fängt an, aufeinander aufbauende Vermutungen anzustellen, die sich immer weiter fortsetzen: Wie haben sich ihre Großeltern das Glück vorgestellt? Wie haben sich ihre Eltern gefühlt, als sie jung waren, was haben sie sich gewünscht? Bei diesen spekulativen Reflexionen stellt Ina mit Erstaunen fest, dass sie viel mehr über die historischen Umstände des Lebens ihrer Großeltern und Eltern weiß, als über deren subjektives

Erleben von kleinen, alltäglichen Momenten, von Gedanken und Gefühlen. Dieses fehlende Wissen erklärt sie sich mit mangelndem Fragen, aber auch mit dem Vergessen, das mit dem Erinnern eng verknüpft ist.

Die Problematik des Vergessens wird ihr besonders bewusst, als sie sich daran zu erinnern versucht, wie sie selbst die DDR als Kind wahrgenommen und erlebt hat. Es erscheint ihr nahezu unmöglich, wieder die Perspektive der Zehnjährigen einzunehmen. Sie erinnert sich vor allem an private und glückliche Momente, an Wanderausflüge mit den Eltern, an Erlebnisse mit dem Bruder oder den ersten Kuss. Zur Wendezeit war Ina Endes 13 Jahre alt, später hat sie Geschichte studiert. Aus heutiger Perspektive, 20 Jahre nach der Wiedervereinigung und mit politischem und historischem Wissen, sind der Ich-Erzählerin die glücklichen und behüteten Kindheitserinnerungen an die DDR fast unangenehm, in manchen Momenten regelrecht peinlich.



Daraus ergibt sich ein Zwiespalt, den die Autorin so beschreibt: „Ina ist sehr vorsichtig im Umgang mit diesen lebensweltlichen Erinnerungen, ist vorsichtig damit, sie mit anderen zu teilen, weil sie Angst hat, auf dieser subjektiven Ebene der Erinnerung ostalgisch oder nostalgisch zu werden bzw. verklärend zu wirken. Gleichzeitig fehlt ihr aber auch etwas, wenn sie sich genau diese Erinnerungen abschneidet.“ Der Versuch, beide Seiten – das historische Wissen und die privaten Erinnerungen – zusammenzudenken, hat für die Protagonistin des Romans, aber auch für die Autorin beim Schreiben eine große Rolle gespielt. Dabei stellte sich heraus, so Mädler, dass es auf beiden Seiten „Lücken, Nicht-Erzähltes, Nicht-Wahrgenommenes, Vergessenes“ gibt.

## ***Der Verlorene* – Schreiben als Rekonstruktion einer verpassten Erinnerung**

Hans-Ulrich Treichel betonte zunächst, dass die eigene autobiografische Erfahrung und die literarische Verarbeitung im Buch *Der Verlorene* zwei genau zu unterscheidende Erzählungen sind: Der Roman liegt vor, aber die wirkliche Geschichte sei noch nicht zu Ende erzählt, weil er darüber noch nicht alles weiß. Wie der Ich-Erzähler in seinem Buch ist Hans-Ulrich Treichel als Kind von Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland in Ostwestfalen aufgewachsen, und auch in seiner Familie gab es einen „verlorenen“ Bruder. Seine Mutter hat mit ihm jedoch nie über die näheren Umstände gesprochen. Erst nach ihrem Tod in den 1990er-Jahren stellte sich für den Autor bei der Durchsicht von Dokumenten im Nachlass heraus, dass dieses Kind noch leben könnte: „Ich habe mich dann hingesezt und mir die Geschichte erzählt, die ich verpasst habe, nämlich wie die Eltern über viele Jahre dieses Kind gesucht haben.“ Aus dieser literarischen Rekonstruktion einer Geschichte entstand der Roman. Die persönliche Familiengeschichte des Autors hat die Erzählung initiiert und inspiriert, ist aber keineswegs mit ihr identisch: „Wenn ich über dieses Buch spreche, spreche ich nicht sofort auch von mir selber, sondern von dem Erzähler.“

Für Hans-Ulrich Treichel war der Wunsch, die eigene Biografie zu erkunden, ein wichtiger Grund, mit dem Schreiben zu beginnen: „Ich bin eigentlich immer noch dabei, mich selber, meine Biografie und Themen zu entdecken, die mich im Laufe des historischen Prozesses einholen. Ein Schlüsselmotiv ist, was ich auch im Roman *Der Verlorene* thematisiert habe, die Suche meiner Eltern nach ihrem im Januar 1945 auf der Flucht verlorengegangenen Kind. Um dieses Zentralmotiv rankt sich in meinem Schreiben so einiges.“<sup>6</sup> Seit der Autor von der möglichen Existenz seines Bruders erfahren hat, wird er immer wieder mit neuen Erkenntnissen

---

6 Im Roman *Menschenflug* (Frankfurt a. M. 2005) nimmt der Autor das Thema des „verlorenen Bruders“ noch einmal explizit auf.

konfrontiert, und ist damit beschäftigt, sich an etwas erinnern zu müssen und zu wollen, was es für ihn gar nicht gegeben hat: „Schreiben ist für mich auch die Rekonstruktion einer nicht gehabten Erinnerung und Vergangenheit.“

## „Schicksal“? – Biografische Brüche

Die Soziologin Dr. Gabriele von Arnim wies einleitend darauf hin, dass die Menschen in Ostdeutschland nach dem Ende der DDR nicht nur in eine andere Staatsform, sondern auch in eine völlig andere Alltagskultur hineinkatapultiert wurden, sie hatten es plötzlich mit ganz anderen Sitten, Normen und Verfahrensweisen zu tun. Für die Menschen in den „alten“ Bundesländern habe sich dagegen mit der Wiedervereinigung nur wenig geändert, bei ihnen dominiere das Gefühl einer mehr oder weniger ungebrochenen biografischen Kontinuität. Von Arnim verwies auf die Untersuchungen der Historikerin Annette Leo, die sich anhand von Interviews mit der Diskrepanz zwischen den Lebenserfahrungen der Ost- und Westdeutschen beschäftigt hat. Annette Leo kam dabei zu dem Ergebnis, dass bei Ostdeutschen durch die Erfahrung des Zusammenbruchs der DDR und der Wiedervereinigung die Empfindung vorherrscht, ein „Schicksal“ erhalten zu haben, das sie zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte antreibt. Dagegen hätten die meisten Westdeutschen – mit Ausnahme der älteren Generation, die den Krieg erlebt hat – nicht das Gefühl, über ein „Schicksal“ zu verfügen.<sup>7</sup>

Von „Schicksal“ möchte Dr. Monika Gibas vom Historischen Institut Jena in diesem Zusammenhang nicht sprechen, sondern von einer „Brucherfahrung“. Dies verdeutlichte sie an ihrer eigenen Biografie. Monika Gibas wurde 1951 in Lutherstadt Eisleben geboren, studierte von 1969 bis 1973

---

7 Annette Leo: Keine gemeinsame Erinnerung. Geschichtsbewusstsein in Ost und West. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Dossier Geschichte und Erinnerung, 7. Oktober 2008 ([http://www.bpb.de/themen/JH31QR,o,Keine\\_gemeinsame\\_Erinnerung.html](http://www.bpb.de/themen/JH31QR,o,Keine_gemeinsame_Erinnerung.html); 15.11.2011).



Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Anschließend war sie dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Sektion Geschichte tätig, 1979 wurde sie promoviert. Seit ihrem 18. Lebensjahr war sie in der SED, in der Tradition ihres Großvaters. Nach der „Wende“, zwischen 1990 und 1992, erlebte die damals 39-jährige dann „den großen Bruch“, als sie erfahren musste, dass ihre etwa gleichaltrigen Kollegen aus der alten Bundesrepublik im Zuge der Umstrukturierung der Universitäten die ostdeutschen Wissenschaftler

„von den Rängen verwiesen“. Monika Gibas hatte im Februar 1990 zur Geschichte der Geschichtswissenschaft habilitiert. Da es in der westdeutschen Universitätslandschaft Lehrstühle für Geschichte der Geschichtswissenschaft nicht gab, erhielt der Leipziger Lehrstuhl im Zuge der Neustrukturierung das Etikett „kann wegfallen“. Die Historikerin fand sich auf dem „freien Wissenschaftsmarkt“ wieder, was ihr angesichts ihres Lebensalters schwierig erschien. Doch sie hatte „sehr viel Glück“, so Monika Gibas, da ihr ehemaliger Professor, Werner Berthold, den Kontakt zu drei jungen westdeutschen Wissenschaftlern herstellte, die sich in Freiburg im Breisgau als „Outlaws der Wissenschaft“ auch auf dem freien Wissenschaftsmarkt durchschlugen und ein Buch geschrieben hatten, das einen neuen Blick auf die Geschichtswissenschaft warf.<sup>8</sup> Zusammen reichten sie einen – am Ende erfolgreichen – Förderantrag bei der DFG ein, der ihnen von 1992 bis 1997 die Durchführung eines gemeinsamen Projekts zur deutsch-deutschen Propagandageschichte ermöglichte: „Das war eine meiner großen Glückserfahrungen, nämlich sofort mit westdeutschen Kollegen zusammenarbeiten zu können und Barrieren

---

8 Rainer Gries/Dirk Schindelbeck/Volker Ilgen: *Gestylte Geschichte. Vom alltäglichen Umgang mit Geschichtsbildern*. Münster 1989.

in dieser Situation gar nicht erst aufbauen zu müssen.“ Aus der Perspektive des Jahres 2011 kann die Wissenschaftlerin auf vier Jahrzehnte Berufsleben mit geteilten Erfahrungen in Ost und West zurückblicken: Sie hat insgesamt vierzig Jahre gearbeitet, zwanzig Jahre lang im Hochschulsystem der DDR und zwanzig Jahre drittmittelfinanziert im Hochschulsystem der Bundesrepublik. Im Rückblick sagt sie dazu: „Der Bruch damals war zum einen schmerzlich. Aber aus heutiger Sicht war das auch ein Glück. Man hat die Erfahrung zweier Systeme, die in einer Nation nebeneinander existiert haben.“

Monika Gibas fühlte sich zur Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs alt genug, mit der neuen Situation umgehen zu können und sich ihrer eigenen politischen Haltung bewusst zu sein. Aufgrund ihres Berufes kam für sie aber noch eine besondere Erfahrung hinzu: „Das, was wir bei den Demos damals in dem heißen Herbst in Leipzig gefühlt haben, das war total irre. Das war wie Trance. Als Historiker steht man plötzlich in so einer revolutionären Situation. Uns wurde ja immer erzählt, was nach Lenin eine revolutionäre Situation ist. Und jetzt standen wir da mittendrin und haben gesagt: Er hat natürlich Recht! Wenn die Oberen nicht mehr können und die Unteren nicht mehr wollen ... Da standen wir vor dem Hochhaus in Leipzig mit völlig widerstreitenden Gefühlen: Einmal war es spannend, professionell war es spannend. Persönlich war es unheimlich schwierig und zum Teil auch tragisch für viele Kollegen, für viele Freunde. Eine verrückte Situation. Aber ich würde es trotzdem nicht Schicksal nennen.“

Peggy Mädler war bei der Maueröffnung 13 Jahre alt, kennt also auch das Leben in beiden politischen Systemen. Als Kind war ihr die DDR als die einzig mögliche Welt vorgekommen. Umso spannender erschien es ihr, als plötzlich das Gewohnte wegfiel, das lange als das einzig Denkbare galt. Aus dieser Erfahrung entwickelte Peggy Mädler eine „Lust am Möglichen“, daran, übliche Denkmuster zu brechen und „gegen den Fakt zu denken“. Vor ein paar Jahren gründete sie zusammen mit einer Kollegin ein Labor für „kontrafaktisches Denken“ – eine Theaterformation, die in ihren Projekten versucht, „Selbstverständlichkeiten oder eingefahrene Gewohn-

heiten einmal gegen den Fakt zu denken und alternativ durchzuspielen.“ Aus heutiger Perspektive findet es die Autorin sehr spannend, auf ihren Lebensweg zurückzuschauen und zu erkennen, wie ihre Denkweisen mit dem biografischen „Gewordensein“ verknüpft sind. Dem Begriff des „Schicksals“ steht sie ebenso wie Monika Gibas distanziert gegenüber: „Ich finde dieses individuelle Gewordensein spannender, als so eine Verallgemeinerung zu machen. Das Individuelle steckt voller Geschichten.“ In ihrer Familie sei in der Großeltern- und Elterngeneration eine Art politische und auch religiöse „Schicksalsergebenheit“ gelebt worden, die passiv das Gegebene hinnahm: „Ich selbst bin sehr froh, durch verschiedenste Umstände eher ein aktives Verständnis von mir als handelnder Person zu haben, auch wenn die Perspektive von ‚das Sein bestimmt das Bewusstsein‘ nach wie vor auch in mir drin ist. Ich empfinde mich aber trotzdem als gestaltend und aktiv in einer Gesellschaft.“ Sie ist davon überzeugt, dass sich Erinnerung und Reflexion mit jedem Generationswechsel verändern: „Es ist jetzt zwanzig Jahre her, und natürlich überschreiben sich Erinnerungen, werden andere Erinnerungen noch einmal hoch geholt. Ich bin gespannt, ob die ältere Generation noch einmal anfängt zu sprechen.“ Hierzu merkte Gabriele von Arnim an, dass die ältere Generation nicht automatisch zu erzählen beginnen und ihre Erinnerungen mitteilen werde, sondern nur, wenn sie von der jüngeren Generation gefragt werde.

Der Schriftsteller Hans-Ulrich Treichel hingegen hält den Begriff des „Schicksals“ angesichts solcher grundstürzender Konstellationen durchaus für angemessen, im Sinne eines „Zusammenschießens von privater und historischer Erfahrung“. Fest stehe, dass alle Menschen in der DDR in ihrer Biografie einen kompletten Systemwechsel erleben mussten, doch könne man heute nach zwanzig Jahren noch nicht endgültig bewerten, ob das schicksalhaft gewesen ist. Die Romane über diesen großen Bruch im Leben würden vermutlich erst noch geschrieben werden, vielleicht von den Kindern, Enkeln und Urenkeln derjenigen, die diesen Bruch selbst erlebten. Dann erst werde man ermessen können, ob diese Erfahrung – neben den neuen Freiheiten usw. – auch Traumatisierungen in

den Familien bewirkt habe, insbesondere in der „Mikrosphäre der Persönlichkeiten“.

Hans-Ulrich Treichel schildert eine biografische Erfahrung aus ganz anderer Perspektive: „Ich habe, als ich in diesem westfälischen Ort aufgewachsen bin, immer nach Spuren von Geschichte gesucht. Da stand ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal im Stadtpark – und der Rest war Schützenfest. Da habe ich immer ein Gefühl von Leere gehabt. An allem war natürlich Ostwestfalen schuld,



auch an meiner eigenen inneren Leere, die ich zu spüren glaubte.“ Er vollzog selbst einen räumlich-biografischen Bruch, indem er nach Westberlin übersiedelte und ein Germanistikstudium begann. Diesem Schritt lag der Wunsch zugrunde, „endlich zwischen Westfalen und mir eine bewaffnete Schutzzone zu errichten“; die Mauer wurde von ihm gedanklich zu einem „ganz persönlichen antiwestfälischen Schutzwall“ uminterpretiert.

Seine Kenntnisse der Familiengeschichte seien damals eher gering gewesen, sagt Hans-Ulrich Treichel. Von der Vergangenheit seiner Eltern wusste er nicht viel mehr, als dass sie aus „dem Osten“ vertrieben worden waren. Die Familiengeschichte blieb für eine Auseinandersetzung und Aneignung zu verschwommen, ihre unausgesprochenen Auswirkungen waren aber immer in der Familie präsent und prägten das gemeinsame Leben. Seine Eltern hätten alle traumatischen Erfahrungen komplett verschwiegen – sogar die Tatsache, dass ihr erstgeborener Sohn verlorengegangen ist: „Er galt in der Familie als tot, damit war das Thema beendet. Ich habe ziemlich lange gebraucht und bin eigentlich noch immer damit beschäftigt, das nachträglich mit den Realitäten zu füllen. Ich arbeite daran, meinen eigenen Blick auf die Welt, meine ostwestfälische Melan-

cholie, nach und nach aufzufüllen mit historischer Erfahrung, die eben auch in meine Familie hineingeragt ist, von der ich aber keine Ahnung hatte. Ich habe nur die Symptome erlebt, aber nichts von den Ursachen gewusst.“

Auch Dr. Christoph Meyer, langjähriger Geschäftsführer des Herbert-Wehner-Bildungswerks in Dresden, berichtete von Brüchen in seiner Biografie. Geboren 1966 in Emstek, Süddoldenburg in Niedersachsen, war er seiner Heimatregion emotional sehr positiv verbunden, auch wenn sie katholisch und politisch „tiefschwarz“ war. Als ersten biografischen Bruch empfand Christoph Meyer seinen Umzug 1986 in die Großstadt nach Köln, um Geschichte, Politik und Germanistik zu studieren. Dort promovierte er später über das Kuratorium Unteilbares Deutschland. In Köln betätigte er sich auch politisch und kam über mehrere Wege in die Sozialdemokratie. Der „entscheidende und größte Bruch“ erfolgte für ihn jedoch 1998, als er beruflich nach Dresden übersiedelte, um in der politischen Bildung zu arbeiten. Zu seiner neuen Heimat in Ostdeutschland sagt Christoph Meyer heute, er lebe sehr gerne in Dresden und möchte dort bleiben, auch wenn es nicht immer ganz einfach ist. Insgesamt stelle sich ihm die Frage, welches die wirklichen Brüche im Leben sind: „Sind es die politischen oder sind es die privaten?“

## Unterschiede im Generationengedächtnis

Das verbreitete Bild von der „Mauer in den Köpfen“ spielt darauf an, dass das Zusammenleben von Ost- und Westdeutschen weiterhin nachhaltig von den Folgewirkungen der politisch überwundenen Teilung beeinflusst wird. Demnach hat die Sozialisation in verschiedenen Gesellschaftssystemen und politischen Kulturen mentale Unterschiede hervorgebracht, die dazu führen, dass man sich gegenseitig nicht versteht und fremd bleibt. Das wird auch durch Untersuchungen bestätigt, die zu dem Ergebnis kamen, dass „die Mauer in den Köpfen“ und Vorurteile zwischen West- und Ostdeutschen auch 20 Jahre nach dem Ende der DDR noch vor-

handen sind.<sup>9</sup> Doch spielen diese Differenzen und die Erinnerungen an die jeweilige Lebenswelt in Ost und West in der Generationenfolge eine immer geringere Rolle.

Diese Erfahrung hat Hans-Ulrich Treichel gemacht, der 1995 als Professor am Literaturinstitut in Leipzig zu unterrichten begann. Damals seien die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen noch deutlich hervorgetreten, was sich auch in den zur Bewerbung eingereichten literarischen Texten widerspiegelte: Anfangs gehörten die Bewerber zu den Jahrgängen zwischen 1968 und 1976 und hatten in ihrer Kindheit und Jugend die Verhältnisse in der DDR bewusst erlebt. In ihren Texten nahm Hans-Ulrich Treichel ein identifizierbares Erinnerungsvokabular an die DDR wahr, etwa Diamant-Fahrräder und andere DDR-typische Dinge. In den Texten der Bewerber des letzten Jahrgangs, die bereits nach 1989 geboren sind, konnte er überhaupt keinen West-Ost-Kontext in Bezug auf ihre eigene Lebensgeschichte feststellen, es sei denn, sie thematisierten die Geschichte ihrer Eltern oder Großeltern. In den Lebensgeschichten selber, in den Kindheits-, Jugend- und Liebesgeschichten, habe der Ost-West-Gegensatz aber immer mehr abgenommen und sei inzwischen komplett verschwunden, so Hans-Ulrich Treichel.

Auch nach Auffassung von Christoph Meyer hat sich der Ost-/Westunterschied über die Generationen verändert. Die größten Unterschiede nimmt er bei den über 50-Jährigen wahr, die einen großen Teil ihres Lebens in der DDR bzw. in der alten Bundesrepublik verbracht haben. Bei seiner täglichen Arbeit im Bildungswerk erlebe er westdeutsche Besucher dieser Altersgruppe als sehr mitteilungsfreudig und aktiv nachfragend. Ost-

---

9 Vgl. z. B. eine Langzeitbefragung, die vom Haus der Geschichte in Bonn und dem zeitgeschichtlichen Forum in Leipzig gemeinsam durchgeführt wurde. In einem Ost-West-Vergleich wurden die bestehenden Mentalitätsunterschiede ermittelt. Haupterkennnis war, dass die Fremdheitsgefühle zwischen Ost und West und die wechselseitigen negativen Stereotypen seit 1990 relativ konstant geblieben sind (<http://www.news.de/politik/833481776/die-mauer-in-den-koepfen-ist-noch-vorhanden/1/>; 23.11.2011).



deutsche Besucher gleichen Alters verhielten sich hingegen eher zurückhaltend. In der jungen Generation könne auch er keine Unterschiede zwischen Ost und West mehr erkennen.

Allerdings meint Christoph Meyer eine große Gemeinsamkeit in den alten und neuen Bundesländern festzustellen – den Rückzug aus der Politik: „Es gibt allgemein einen Trend, sich ins Individuelle zurückzuziehen, bei Ost- und Westdeutschen gleichermaßen.“ Man beschäftige sich zunehmend mit sich selbst und seinen persönlichen Bedürfnissen, weniger mit der Gesellschaft als ganzer, obwohl das sehr notwendig wäre. Diese Entwicklung, sich nicht mehr in Parteien oder bürgerschaftlichen Organisationen engagieren zu wollen, betrachtet er als großes Problem.

Während in den alten Bundesländern noch bestimmte 68er-Kohorten politisch und zivilgesellschaftlich engagiert seien, erlebt Christoph Meyer den Rückzug aus der Politik bei der älteren Generation in Ostdeutschland besonders stark. Dies erscheint ihm angesichts der Prägung durch die DDR wenig verwunderlich: „Wenn ich es 30, 40 Jahre nicht gewohnt bin, mich politisch zu engagieren und frei zu betätigen, werde ich das später auch nicht mehr unbedingt anfangen.“ Er ist davon überzeugt, dass das politische System die Menschen stark beeinflusst hat und die Auswirkungen bis heute spürbar sind. So hätten viele Menschen in der DDR eine Mentalität des Rückzugs ins Private entwickelt. Die SED habe nicht erreicht, dass alle Bürger der DDR zu gläubigen Kommunisten bzw. Sozialisten wurden. Die individuellen Vermeidungsstrategien gegenüber dem staatlichen Machtanspruch seien sehr mächtig gewesen. Teilweise habe die heute zu beobachtende Entpolitisierung schon damals angefangen.

Peggy Mädler zweifelte daran, dass es sich um einen Trend der Entpolitisierung handelt. Es könnte doch auch sein, dass sich das politische En-

agement einfach nur verändert, dass es immer weniger an klassische Institutionen wie Parteien oder Gewerkschaften gebunden ist. In den letzten Jahren seien ja viele neue, unterschiedlichste Formen des Engagements entstanden, allein schon über die Möglichkeiten des Internets.

Auch wenn neue Formen hinzugekommen seien, so Christoph Meyer, sei das politische Engagement doch insgesamt weniger geworden. Der Rückgang des Engagements in Parteien und anderen Großorganisationen sei nur ein Bereich neben anderen. Aktuell gebe es zum Beispiel auch keine breiten sozialen Bewegungen, die ein klares politisches Ziel verfolgen. Nach seinem Eindruck steige das politische Engagement bei den Jüngeren in Ost und West aber wieder an.

## **Die „dritte Generation Ostdeutschland“ – Doppelte Erfahrungen als Gewinn**

Welche Prägung hat die DDR in den Familiengeschichten und der eigenen Biografie hinterlassen? Diese Frage stellt sich die „dritte Generation Ostdeutschland“, die sich zunehmend als eigenständige Generation mit einem spezifischen Erfahrungshintergrund begreift und für den Erfahrungsaustausch ein Netzwerk gegründet hat.<sup>10</sup> Die Angehörigen der dritten Generation sind heute etwa zwischen 25 und 35 Jahre alt und haben den größten Teil ihres Lebens in Westdeutschland verbracht; als die Mauer fiel, waren sie noch Kinder. Ein wichtiges Ziel der Mitglieder dieses Netzwerkes besteht darin, sich zusätzlich zur offiziellen Geschichtsschreibung und den kollektiven Erzählungen ein eigenes Bild von der Ver-

---

<sup>10</sup> Vgl. Johannes Staemmler: „Wir, die stumme Generation“, Die Zeit Online, 18.08.2011 (<http://www.zeit.de/2011/34/S-Generation-Ost>; 25.11.2011). Staemmler ist Mitbegründer der 2010 gegründeten Initiative „3te Generation Ostdeutschland“ ([http://www.dritte-generation-ost.de/treffen\\_2011/programm.html](http://www.dritte-generation-ost.de/treffen_2011/programm.html); 25.11.2011). Im Selbstverständnis der „dritten Generation“ hat die „erste Generation Ostdeutschland“ den Krieg erlebt und maßgeblich dazu beigetragen, die DDR aufzubauen. Die „zweite Generation“ ist in den 1950er- und 1960er-Jahren in der DDR geboren, die dritte Generation zwischen 1975 und 1985.

gangenheit zu machen und zu ergründen, wie ihr Leben indirekt von den weitergegebenen Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern in der DDR beeinflusst wird.

Die 1976 geborene Peggy Mädler kennt in ihrem Umkreis viele Gleichaltrige und Jüngere, die sich für diese Fragen der dritten Generation interessieren. Zum Teil werde schon darüber nachgedacht, wie man sich gemeinsam politisch engagieren könnte. Es gehe um ein neues Selbstbewusstsein dieser doppelten Sozialisationserfahrung gegenüber, so Peggy Mädler. Man wolle die unterschiedlichen Erfahrungswelten und Brüche im eigenen Leben als etwas begreifen, das die persönliche Entwicklung bereichert.

Hier stelle sich die Frage, so Gabriele von Arnim, ob es in der älteren Generation auch diesen Impuls gebe, die ostdeutsche Herkunft zum Thema zu machen und einen gewissen Stolz auf die eigene Geschichte in der DDR zu entwickeln.

Monika Gibas meinte, sie kenne niemanden aus ihrer Generation, der stolz auf seine DDR-Herkunft wäre. Auch sie selbst sei nicht stolz auf ihre DDR-Vergangenheit, betrachte es aber als eine wichtige Erfahrung, in zwei Systemen gelebt zu haben. Diese Erfahrung würde sie nicht missen wollen, auch nicht das Erleben des eigenen Scheiterns: „Es hat sozusagen reifer gemacht, das auch mal von außen anzuschauen.“ Auch der Ostalgie-Hype in den 1990er-Jahren, als Produkte aus der DDR wiederentdeckt wurden, sei kein Bekenntnis, stolz darauf zu sein, in der DDR gelebt zu haben. Untersuchungen dieses Phänomens hätten vielmehr gezeigt, dass diese Strömung überwiegend von sehr jungen Menschen getragen wurde, die die Symbole aus der untergegangenen DDR als soziales Distinktionsmaterial benutzten, um sich abzugrenzen und eine eigene Identität zu definieren. Das offensive Bekenntnis vieler Ostdeutscher zu ihrer DDR-Vergangenheit hat nach Ansicht von Monika Gibas eher damit zu tun, dass gegenwärtig in der Gesellschaft eine pejorative Groß Erzählung über die DDR dominiert. Dagegen rege sich immer mehr Widerstand, der

ganz unterschiedliche Formen annehme. Bis heute sei es für viele Ostdeutsche offensichtlich ein Bedürfnis, der Vormacht des westdeutschen Diskurses etwas entgegenzusetzen.

## Öffentlicher Erinnerungsdiskurs – persönliche Erinnerungen

Der dominierende öffentliche Diskurs über die DDR birgt für Gabriele von Arnim eine kulturelle Problematik: Für die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung stehe bei ihrer Erinnerung an die DDR-Zeit der Alltag im Vordergrund, ihre individuelle Lebensweise und persönlichen Erfahrungen. Der vorherrschende, von Westdeutschen bestimmte öffentliche Diskurs über die DDR sei aber stark auf die Machtstrukturen des Staates, politische Repression und Verfolgung fixiert. Dadurch fühlten sich viele Ostdeutsche in ihrer eigenen Lebenserfahrung nicht wahrgenommen und damit ihre Lebensleistung abgewertet.

Den Widerspruch zwischen persönlicher und kollektiver Erinnerung an die DDR beschreibt Peggy Mädler so: „Einerseits gibt es ein historisches Wissen, ein kulturelles Wissen von der DDR, andererseits gibt es aber auch konkrete Einzelschicksale, Erlebnisse, ein individuelles Wahrnehmen und Erleben von Alltag, was in Form von subjektiven Erinnerungen abgespeichert wird, die durchaus sehr brüchig sind, weil man viel vergisst, weil man manche Sachen auch vergessen will, weil Erinnerungen sich auch immer neu überschreiben aus einer Gegenwart heraus.“

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann hat vorgeschlagen, den „Pol des Erinnerens“ in zwei verschiedene Modi aufzuteilen, die sie als „unbewohntes“ und „bewohntes“ Gedächtnis bezeichnet.<sup>11</sup> „Das „unbewohnte“ Gedächtnis kann als das offizielle, kollektive Erinnern, das „bewohnte“ als

---

11 Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, S. 133f.

das individuelle Erinnern aufgefasst werden. Zwischen diesen beiden Gedächtnisformen bestehe oft eine große Diskrepanz.

Diese Diskrepanz hat auch Monika Gibas stark erfahren. Sie habe begreifen müssen, dass ihr persönliches Gedächtnis an ihr eigenes Leben und das Leben ihrer Familie mit dem offiziellen Gedächtnis nicht kompatibel ist – weder in der DDR noch in der neuen Bundesrepublik. Konzepte wie „kollektive Identität“ oder „kollektives Bewusstsein“ betrachtet sie als Hilfskonstruktion von Sozialwissenschaftlern, um beschreiben zu können, wie ein Kollektiv denkt. Ein kollektives Bewusstsein gibt es in ihren Augen aber nicht, auch nicht in der DDR: „Es gab eine Metaerzählung, die gewünscht war und auch in der politischen Bildung durchgedrückt werden sollte. Aber die hat nicht überall gegriffen.“ Zwischen den Generationen, aber auch innerhalb einzelner Alterskohorten gebe es sehr große Unterschiede. In der DDR habe es zum Beispiel völlig verschiedene Haltungen zum Staat und verschiedene politische Auffassungen gegeben, ebenso unterschiedlich seien die Erinnerungen: „Das ist bis heute so, und das war in allen Gesellschaften so.“

Nach Auffassung von Hans-Ulrich Treichel gibt es aber dennoch etwas, das über die einzelne Biografie hinausgeht und was der Einzelne mit vielen anderen Menschen teilt, ohne genau zu wissen, was das ist. Eine Art „transgenerationeller Zusammenhang“ verbinde die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft, was er auch aus seinem eigenen Erleben kennt. Als junger Mensch habe er wie viele andere die Illusion gehabt, sein Leben autonom gestalten zu können, doch dann musste er plötzlich feststellen, regelrecht verkeilt zu sein: „wie bei einem Zugunglück in einer Kette von Waggons, und ich stecke irgendwo dazwischen. Ich merke, wieweit die Vergangenheit auf mein eigenes Lebensgefühl übergreift. Wahrscheinlich holt mich zugleich auch ein Stück von der nicht habenden Zukunft ein. Ich glaube, dass wir aus drei Zeiten bestehen, die immer miteinander irgendwie agieren.“

## Geteilte Rückblicke?

Die Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit hat für Ost- und Westdeutsche völlig andere Implikationen, wie die Forschungen von Annette Leo zeigen: Während die Aufarbeitung im Westen eher eine Frage des Interesses an einem externen Phänomen und der historischen Wissensvermittlung sei, gehe es im Osten quasi um die biografische Existenz als Betroffene und Zeugen, und das keineswegs nur bei den älteren Generationen.<sup>12</sup> Für viele Ostdeutsche ist die Aufarbeitung mit der Verteidigung der eigenen Identität und Lebensleistung verbunden, sie sehen sich unter besonderem Druck, ihre eigene Geschichte – auch im Kollektiv – gegenüber dem beurteilenden Blick von außen rechtfertigen zu müssen.

Gabriele von Arnim zitierte in diesem Zusammenhang einen Gedanken des DDR-Bürgerrechtlers Friedrich Schorlemmer: Er habe vieles an der DDR wirklich entsetzlich gefunden und sich auch häufig für diesen Staat geschämt, doch sei es auch in diesem System möglich gewesen, ein aufrechtes, gelingendes und sinnerfülltes Leben zu führen: „Im falschen gab es wahres Leben.“<sup>13</sup>

Wie stellt sich der Rückblick heute speziell für jene dar, die an die Ziele des Staates geglaubt haben? Sehen sie ihre damalige Haltung heute kritisch?

Monika Gibas sagt von sich, sie gehörte damals wie viele ihrer Kollegen an der Karl-Marx-Universität zu jenen, die den Sozialismus wollten. Als Historikerin hatte sie über die Geschichte der KPD gearbeitet. Anfang der 1980er-Jahre sei in Historikerkreisen der DDR, insbesondere in den gesell-

---

12 Annette Leo: Die DDR im Museum. Geteilte Erinnerungen an einen untergegangenen Staat, 29. Juni 2009, Bundeszentrale für politische Bildung, Dossier: Deutsche Teilung – Deutsche Einheit ([http://www.bpb.de/popup/popup\\_druckversion.html?guid=oPFP3N;20.11.2011](http://www.bpb.de/popup/popup_druckversion.html?guid=oPFP3N;20.11.2011)).

13 Friedrich Schorlemmer: „Im falschen gab es ein wahres Leben“, in: Eckhard Jesse (Hg.): Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz. Berlin 2001, S. 224-236.

schaftswissenschaftlichen Sektionen, Kritik an einzelnen Aspekten der SED-Politik geübt worden, zum Beispiel an der offiziellen Informationspolitik. Doch auch wenn es für Monika Gibas Kritikwürdiges gab, stand sie doch grundsätzlich hinter dem System und grenzte sich von oppositionellen Bestrebungen ab. Den Zusammenbruch der DDR empfand sie jedoch als Aufforderung, das politische System der DDR und ihre eigene Vergangenheit darin zu reflektieren, was auch mit schmerzlichen Erkenntnissen einherging: „Man hat sich dann schon nachträglich, als man vieles erfuhr, geschämt, dass man es nicht gewusst hat oder nicht wissen wollte. Man hat ja auch bestimmte Dinge von sich abgetrennt.“ Im Rückblick hätte sie sich schon gefragt, warum sie in bestimmten Situationen nicht lauter Widerspruch eingelegt hatte.

Bei ihrer Reflexion kam sie aber nicht zu dem Ergebnis, als Historikerin einen „Geschichtsirrtum“ vertreten zu haben. Geschichtsbilder seien immer Konstruktionen, so Monika Gibas. Das gelte für damals wie für heute. In der DDR habe man in einer offiziellen „Geschichtserzählung“ gelebt, die mit dem Marxismus-Leninismus und der daraus abgeleiteten gesetzmäßigen Entwicklung der Gesellschaft sehr stark gewesen sei: „Das hatte schon eine Faszination. Also diese Hybris: Man kann das begreifen. Man kann Gesellschaftsentwicklung erklären und systematisieren und in Gesetzmäßigkeiten gießen. (...) Das war vielleicht der Irrtum.“ In Diskussionen mit westdeutschen Kollegen merke sie aber bis heute, dass der Blick auf bestimmte Ereignisse häufig ganz anders ist, auch wenn man sich auf die gleichen Quellen bezieht. Die Sozialisation in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen habe dazu geführt, Quellen anders zu betrachten und zu bewerten.

Offenbar ist es für Ost- und Westdeutsche schwierig, das jeweils andere Land wirklich zu verstehen, wenn man die Metaerzählung nicht kennt, meinte Gabriele von Arnim: „Wenn wir in diesem Land nicht gelebt haben und nicht das, was zwischen den Zeilen stand, auch begriffen haben, was wir ja als Westdeutsche gar nicht können, versteht man immer nur einen Teil.“ Entsprechend kontrovers sind die Diskussionen über die Frage, wie

die DDR als Staat zu bewerten ist. Dies zeigt sich an Auseinandersetzungen um politische Begriffe wie „Unrechtsstaat“<sup>14</sup>, aber auch bei Konzepten wie zum Beispiel „Nischengesellschaft“<sup>15</sup>.

Monika Gibas hält aus eigener Anschauung den Begriff „Nischengesellschaft“ für völlig ungeeignet, um das Leben in der DDR zu beschreiben. Als politischer Begriff impliziere er, die DDR-Gesellschaft habe sich vor dem Staat ins Private zurückgezogen und sich vom Politischen abgeschottet: „Das stimmt so einfach nicht. Das ist ein Klischee.“ So betrachtet, sei auch die alte Bundesrepublik eine Nischengesellschaft gewesen, und die gegenwärtige Gesellschaft – angesichts der Rückzugstendenzen aus der Politik – ebenso. Zumindest in den Aufbaujahren der DDR habe es eine ganze Reihe von Leuten gegeben, die den neuen sozialistischen Staat mit gestalten wollten und sich politisch engagierten. Die zwei Millionen SED-Mitglieder seien nicht alles Opportunisten gewesen, wie es aus Westsicht manchmal gesagt werde: dass man in die Partei gegangen sei, um Karriere zu machen. Auf die meisten habe das nicht zugefallen, auch nicht auf sie selbst: „Auch ich war überzeugt von dem System – bei allen Problemen, die es gab. Aber man hat ja versucht, an dieser Vision weiterzuarbeiten.“ Die Vorstellung, dass mehr oder weniger alle gegen das System waren und sich in Nischen zurückzogen, sei nicht zutreffend: „So einfach war es nicht, sonst hätte das Ganze nicht vierzig Jahre gehalten.“

---

14 So löste zum Beispiel die Äußerung von Bundeskanzlerin Merkel 2009, die DDR sei ein „Unrechtsstaat“ gewesen, eine heftige Kontroverse unter Politikern und Wissenschaftlern aus.

15 Der Begriff der „Nischengesellschaft“ wurde von dem Diplomaten und Journalisten Günter Gaus geprägt, der seine Erfahrungen als Ständiger Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in Ostberlin in dem Essayband *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung* (Hamburg 1983) geschildert hatte. Mit dem Konzept wollte er verdeutlichen, dass die Normalität ostdeutschen Lebens jenseits der parteioffiziellen Darstellung der SED lag, aber auch jenseits der in Westdeutschland dominierenden Vorstellung, die DDR sei ein totalitärer Staat ohne jegliche individuelle Handlungsspielräume der DDR-Bürger. Mit „Nischen“ sollten die Bereiche bezeichnet werden, in denen die Menschen sich Freiräume jenseits staatlichen Zwangs schufen.

Für den Historiker Christoph Meyer hingegen trifft der Begriff der „Nischengesellschaft“ durchaus auf die Verhältnisse in der DDR zu: Insgesamt habe es in der Bevölkerung eine starke Tendenz gegeben, sich aus der vom Staat kontrollierten öffentlichen Sphäre in gesellschaftliche „Nischen“ zurückzuziehen.

## Diskurse in der Zukunft: Erzählte Erinnerungen

Auch zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer sind die individuellen Lebensumstände und Alltagserfahrungen nur wenig erfasst und aufgearbeitet worden, wie Christoph Meyer anmerkte: Der Schwerpunkt der geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit liege nach wie vor auf den „Haupt- und Staatsaktionen“ und konzentriere sich im Wesentlichen auf eine Kritik der Herrschaftsinstitutionen, der SED-Politik und der Staatssicherheit. Es sei aber notwendig, viel stärker als bisher den Alltag in der DDR zu erkunden und zu analysieren, wie sich die Herrschaft der SED auf das Leben der Bürger ausgewirkt hat. Ein besseres Verständnis von Ost- und Westdeutschen setze aber auch einen kritischen Blick auf die Geschichtserzählung der Bundesrepublik voraus, die ebenfalls Defizite zeige. So werde zum Beispiel auf politischer Ebene für die Nachkriegszeit eine einzige Adenauer-Erfolgsgeschichte erzählt. Ein differenziertes Bild für die Geschichte der Bundesrepublik ist nach Christoph Meyer in vielen Bereichen erst noch zu erarbeiten. Dies bestätigte Hans-Ulrich Treichel, der exemplarisch auf das Thema „Flucht und Vertreibung“ verwies. In der alten Bundesrepublik habe sich der Mythos der gelungenen Integration von Vertriebenen und Flüchtlingen lange gehalten. Erst seit Kurzem sei in der Geschichtswissenschaft auf der Basis einer gründlichen Quellenrecherche mit einer kritischen Aufarbeitung begonnen worden. So habe der Historiker Andreas Kossert mit seiner Untersuchung *Kalte Heimat* den Mythos von der erfolgreichen Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland zerstört.<sup>16</sup> Die Geschichte der Integra-

---

<sup>16</sup> Andreas Kossert: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. München 2008.

tion der Vertriebenen in der Bundesrepublik werde dadurch neu geschrieben und zum Teil auch zu einer Geschichte der Desintegration.

Ein wichtiger Grund für das geringe Wissen von Ost- und Westdeutschen über ihre jeweilige Geschichte liegt nach Gabriele von Arnim auch daran, dass man sich gegenseitig zu wenig erzählt und zugehört hat. Was oft fehle, seien persönliche Gespräche zwischen Ost- und Westdeutschen, auch erzählte Biografien und Familiengeschichten. Dieses Ziel verfolgte die Gesprächsrunde des „ost-west-forums“<sup>17</sup>, in der Ost- und Westdeutsche miteinander in Dialog treten und sich ihre individuellen Biografien und Familiengeschichten erzählen. Auf dieser Grundlage könne man dann auch anders über die unterschiedlichen Gesellschaftssysteme und die Auswirkungen auf den Einzelnen sprechen.

Um die „Mauer in den Köpfen“ erfolgreich abzubauen, sollten die Menschen nicht übereinander, sondern miteinander reden, sagte Christoph Meyer. Er ist ebenfalls Mitglied im ost-west-forum und betonte die große Bedeutung solcher Projekte, die auf das persönliche Gespräch setzen, da dadurch sehr viel in den Köpfen bewegt werden könne. Es sei wichtig, dass Historiker Quellen analysieren, doch sollte die Annäherung und das gegenseitige Verständnis der Ost- und Westdeutschen nicht auf diese Ebene beschränkt werden. Auch die Literatur könne hierzu einen wichtigen Beitrag leisten, indem die Vergangenheit künstlerisch verarbeitet und persönliche Erinnerungen literarisch erzählt werden, so Christoph Meyer: „Denn der Historiker hat letztlich ja nur Quellen, harte Fakten – und da fehlt das weiche Material dazwischen.“

---

17 Das ost-west-forum wurde 1998 von Axel Schmidt-Gödelitz gegründet, dem damaligen Leiter des Forums Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung. Die Biografie-Runde geht auf eine Idee des Politikwissenschaftlers Peter von Oertzen und des Politikers Wolfgang Thierse zurück. Regelmäßig werden zehn Teilnehmer/innen mit Ost- und West-Biografie für ein Wochenende eingeladen, sich ihre Geschichten zu erzählen, um die Fremdheit zwischen Ost und West abzubauen und das gegenseitige Wissen zu vertiefen, indem Erinnerungen und Reflexionen eingebracht werden. Vgl. ost-west-forum Gut Gödelitz e. V. (<http://www.ost-west-forum.de/>).



© dpa Picture Alliance, 1962

### **III Familiengeschichte und die Reflexion über Zuwanderung und Integration**

Lesungen und Gespräch mit:

**Selim Özdoğan**, geb. 1971  
Schriftsteller

**Abini Zöllner**, geb. 1976  
Journalistin

**Prof. Dr. Gesine Schwan**, geb. 1943  
Präsidentin der Humboldt-Viadrina School of Governance  
in Berlin

**Dr. Ulrich Raiser**, geb. 1970  
Soziologe, Netzwerk Migration in Europa e. V.

Moderation:  
**Ferdos Forudastan**, geb. 1960  
Journalistin

Zusammenfassung:  
**Dr. Angela Borgwardt**  
Politologin und Germanistin, wissenschaftliche Publizistin

# Heimstraße 52

Selim Özdoğan

## Kurzzinhalt

In seinem Roman *Heimstraße 52* erzählt Selim Özdoğan die Geschichte einer Einwandererfamilie. Hauptfigur ist Gül, die als Tochter eines Schmieds in einem kleinen Dorf in Anatolien aufgewachsen ist.<sup>18</sup> Gül geht in den 1960er-Jahren mit ihrem Mann nach Deutschland, um dort zu arbeiten und sich und ihrer Familie dadurch ein besseres Leben zu ermöglichen. Ihre beiden Töchter muss sie zunächst bei ihrem Vater zurücklassen. Bei der Ankunft ist ihr das neue Land sehr fremd, sie kann die deutsche Sprache nicht und gewöhnt sich nur mühsam ein. Sie vermisst ihre Töchter und ihre Heimat; ihr Mann interessiert sich mehr für Glücksspiel und Alkohol als für ihre Bedürfnisse. Zunächst scheitern auch ihre Versuche, in der Arbeitswelt Fuß zu fassen. Als Gül und ihr Mann endlich genug Geld verdienen, können sie ihre Töchter nachholen. Im Folgenden wird das alltägliche Leben von Gül und ihrer Familie über einen Zeitraum von 15 Jahren geschildert. Im Mittelpunkt stehen die Gefühle und Erlebnisse von Gül, deren Leben in Deutschland immer von Fremdheit und der Sehnsucht nach ihrer Heimat geprägt bleibt.

Einerseits beschreibt diese Familiengeschichte ein typisches Schicksal von „türkischen Gastarbeitern“, die in den 1960er-Jahren in die Bundesrepublik kamen. Andererseits handelt es sich aber auch um eine individuelle Geschichte mit persönlichen Erfahrungen, Wünschen und Hoffnungen. Das Buch ist nicht autobiografisch, doch der 1971 geborene Autor mit Eltern türkischer Herkunft hat sich aus seinem familiären Umfeld literarisch inspirieren lassen. Selim Özdoğan sagt, sein Roman erzähle ein „Stück deutsche Geschichte“, die kaum bekannt ist.

---

<sup>18</sup> Die Kindheit und Jugend von Gül in einem anatolischen Dorf war Thema in Selim Özdogans Roman *Die Tochter des Schmieds* (Berlin: Aufbau-Verlag 2005).



**W**as ist das alles, fragt Fuat, wie soll ich das denn ins Auto bekommen? Kaum fassbar, was hast du alles eingekauft, wir fahren doch nicht in ein Notstandsgebiet. Als würde es nicht reichen, dass du so dick bist, jetzt soll ich den Wagen auch noch mit allem beladen, was die deutsche Warenwelt so hergibt. Da setzt das Auto unten auf. Was ist denn das alles hier, was ist in diesen Koffern hier? Ein wenig Kleidung zum Wechseln würde es auch tun, oder?

Gül sagt nichts, sie steht im Schlafzimmer zwischen Koffern und Taschen und fragt sich, wo ihr Mann die letzten Wochen war. Er müsste die Urlaubsvorbereitungen mitbekommen haben, seit über einem Monat kauft sie nun schon ein und füllt Tasche um Tasche.

- Jedes Jahr dasselbe, sagt er, was ist da drin? Was? Ich habe dir eine Frage gestellt.
- Geschenke, sagt Gül.
- Für wen?
- Für deine Eltern, für meine Eltern, für unsere Nichten und Neffen, für deine Brüder, für meine Schwestern, für alle.
- Und würde es nicht reichen, wenn du jedem nur eine Kleinigkeit mitbringst, muss es gleich – er zerrt den Reißverschluss auf –, muss es gleich ein Toaster sein? Kann man das Brot nicht am Feuer rösten oder auf dem Gasherd, braucht irgendjemand dort wirklich einen Toaster? Also ehrlich. Und was ist das hier? Nutella?

- Die Kinder essen das gerne.
- Fünf Gläser? Ah, sechs. Was ist mit der guten alten Rosenmarmelade deiner Mutter, ist die nicht mehr gut genug? Und hier: Maggi. Wofür brauchen wir Maggi?
- Das gibt es in der Türkei nicht. Deswegen sind wir doch hergekommen, oder? Weil es hier Arbeit gibt und Geld und Möglichkeiten. Und warum sollten wir die Möglichkeiten nicht nutzen?
- So ein Auto ist auch nichts anders als ein Esel, weißt du, irgendwann bricht es unter der Last zusammen.
- Als du den Mercedes gekauft hast, hast du noch getönt, was für ein tolles Auto das ist. Nicht so eine Karre wie das vorher, sondern richtige Qualitätsarbeit, wie es sie in der Türkei nicht gibt. Und wie viel PS es hat und wie gut es auf der Straße liegt. Und jetzt willst du mir weismachen, das Auto würde wegen drei Gläsern Nutella zusammenbrechen? Willst du damit etwa sagen, dass der Mercedes sein Geld nicht wert war?
- Sei still und quatsch nicht, als wärst du 'ne ausgebildete Mechanikerin. Wenn die Achse bricht, dann will ich dich mal sehen, wie du den Wagen mit deinem Weibergewäsch reparierst.
- Ich mische mich nicht in deine Autoangelegenheiten ein, oder? Und das hier, das gehört zum Haushalt, das ist mein Bereich, und wir werden diese Taschen und Koffer mitnehmen, wofür sonst haben wir einen Dachgepäckträger? Du hättest mal vorher einen Blick drauf werfen sollen und nicht erst zwei Tage vor unserer Abreise. Ich kann nun nichts mehr auspacken, ohne dass sich irgendjemand benachteiligt fühlt.
- Im Flugzeug hättest du das alles nicht mitnehmen können. Ich habe ein Auto gekauft, damit die Dinge einfacher werden, aber mit Frauen ist nie irgendetwas einfach. Weibervolk, sagt Fuat, Weibervolk, nichts als Ballast. Sogar auf den eigenen Hüften.

Zwei Tage später haben die Eheleute noch immer kein freundliches Wort miteinander gewechselt, aber der Wagen ist vollgepackt, Ceyda und Ceren sitzen verschlafen auf dem Rücksitz, der Morgen dämmt, Fuat sitzt am Steuer und raucht, während sie auf Saniye und Yilmaz warten.

- Weibervolk, sagt Fuat wieder, Yilmaz allein wäre pünktlich, aber er muss noch auf seine Frau warten.

Das ganze Jahr über geschieht es selten, dass alle Familienmitglieder länger als eine Stunde zusammen in einem Raum sind. Nun werden sie fast drei Tage im Auto verbringen, und wie bei jeder Fahrt in die Türkei werden sie erschöpft ankommen und wie bei jeder Ankunft wird die Freude stärker als die Erschöpfung sein.

Da biegt der Granada in die Heimstraße ein, Yilmaz am Steuer, Saniye und die fast zwei Jahre alte Sevgi auf dem Rücksitz. Als sie halten, steigen alle aus, man wünscht sich einen guten Morgen, die Frauen bitten Gott, dass ihnen die Wege offenstehen mögen, und bevor sie wieder einsteigen, kommt Tante Tanja zu dieser frühen Stunde aus ihrem Gartentor, in ihrer Hand eine Schüssel. Sie lächelt.

- Gute Reise, sagt sie. Und kommt gesund wieder. Da es sonst niemand macht, schütte ich euch das Wasser.
- Gott möge es dir vergelten, sagt Gül leise auf Türkisch, weil sie nicht weiß, wie man das auf Deutsch sagt. Auf Deutsch fügt sie ein Danke hinzu und hofft, dass man ihrer Stimme die guten Wünsche anhören kann.

Tanja hat schon oft gesehen, wie ihre Nachbarn hinter Reisenden etwas Wasser auf die Straße schütten, damit diese ihren Weg so leicht finden mögen wie das Wasser. An diesem Morgen kippt sie hinter den Autos eine Salatschüssel voller Wasser schwungvoll auf die Straße. Gül dreht sich noch mal um und sieht aus dem Rückfenster die alte Dame allein auf der Straße stehen, die leere Schüssel in der Hand. Während hinter ihr langsam die Sonne aufgeht, winkt sie. Das ist ein gutes Zeichen, denkt Gül

und schickt dennoch hinterher: Herr, lass uns ohne Unfall und Unheil an unser Ziel gelangen.

Kurz hinter München halten sie das zweite Mal. Ceyda und Ceren unterbrechen ihr Kartenspiel, wollen nach Sevgi schauen, ein wenig mit ihr spielen, doch die Kleine schläft auf dem Rücksitz. Als sie weiterfahren, setzt sich Saniye ans Steuer des Granada, und Yilmaz legt den Beifahrersitz zurück und schließt die Augen.

Gül weiß, dass Saniye den Führerschein gemacht hat, aber sie hat ihre Freundin noch nie fahren sehen, genauso wenig wie Fuat, dem nicht anzumerken ist, was er davon hält.

Die Schwestern nehmen ihr Spiel wieder auf. Sie sind leise, weil sie ahnen, dass laute Worte ihrem Vater ein Anlass wären, um noch lauter zu werden. Die beiden Wagen sind schon fast aus Österreich heraus, als Fuat sich gähnend eine Zigarette anzündet und sagt:

- Schau dir das mal an, wie schön die sich die Arbeit teilen, mal fährt er, mal sie. Und ich hänge nun schon seit sechzehn Stunden am Steuer, als sei ich LKW-Fahrer, mein Hintern schläft ein. Dir kann das nicht passieren, du sitzt ja weich. Diese Saniye, die hat nicht nur einen kleinen Hintern, die kann auch noch Auto fahren. Kaum fassbar, dieses Weibervolk.

Wenn er sich ein wenig aufregt, wird er wenigstens nicht müde, denkt Gül. Wir sind schon so lange unterwegs, er hat recht, der Ärmste, es ist sicher nicht leicht, so lange zu fahren.

- Wie oft habe ich dir gesagt: Mach den Führerschein.
- Ich habe Angst, sagt Gül, ich kann das nicht.
- Angst, sagt Fuat, ja, Angst, sich zu verlaufen, Angst, Auto zu fahren, Angst, schwimmen zu lernen, Angst vor Hunden, Angst vor Zufällen. Die Frage ist doch, wovor du keine Angst hast. Mit Angst kann man

dieses Leben nicht meistern, du musst auch mal mit dem Blasebalg auf ein Feuer zugehen wie dein Vater, du kannst nicht immer nur weglaufen, wenn es zu warm wird.

Doch wie sollte Gül Autofahren können, selbst als Beifahrerin ist sie dauernd angespannt. Wenn sie es merkt, versucht sie ihre Muskeln loszulassen, doch keine Sekunde wendet sie den Blick von der Straße oder träumt vor sich hin oder schläft gar während der Fahrt ein. Und selten dauert es länger als fünf Kilometer, bis ihr ganzer Körper wieder in Spannung ist und sie die Luft anhält, weil sie eine Entfernung zu einem anderen Auto als zu knapp einschätzt oder die Geschwindigkeit für zu hoch hält, das Überholmanöver für zu gewagt.

Mag sein, dass sie vor vielen Dingen Angst hat, aber die Fahrt ist für sie auch anstrengend. Doch vor Arbeit, Anstrengung oder gar Erschöpfung hat sie sich noch nie gedrückt. Im Gegensatz zu ihrem Mann, der in der Fabrik den Ruf hat, nicht mal halb so fleißig zu sein wie seine Frau.

Erst in Jugoslawien halten sie, um einige Stunden zu schlafen. Fuats Augen sind klein und nicht nur vor Müdigkeit rot, die letzten Stunden hat er sich jedes Mal eine Zigarette angesteckt, wenn er den Schlaf nahen fühlte. Gül möchte nicht, dass er mit offenem Fenster fährt, weil die Mädchen mittlerweile schlafen und sich erkälten könnten.

Der Rauch weckt Güls Verlangen, und sie phantasiert schon über die Zigarette, die sie an einer abgeschiedenen Ecke des Rastplatzes mit Sanije rauchen wird. Gemeinsam essen die Familien etwas Brot und Käse, Oliven, Tomaten und Zwiebeln. Sevgi ist wach und weint, und während Sanije versucht, sie zu beruhigen, erzählt Yilmaz die Geschichte, wie er Sanije vor zwei Jahren mal an einer Tankstelle in Jugoslawien zurückgelassen hat. Eine Geschichte, die er häufig erzählt:

- Ich habe getankt, als ich ausgestiegen bin, schlief Sanije auf dem Rücksitz, ich habe gezahlt, bin pinkeln gegangen, habe mich ins Auto gesetzt und bin los. Dreißig Kilometer war ich schon gefahren, als ich gemerkt habe, dass ich allein bin.

- Und ich, sagt Saniye, ich bin aufgewacht, auf die Toilette gegangen, und als ich zurückkomme, ist der Mann weg, und ich stehe alleine irgendwo mitten in Jugoslawien, ohne Pass, ohne Geld, nur mit meinen Kleidern am Leib.
- Sie wusste nicht, wann ich merken würde, dass sie nicht mehr da ist, fällt Yilmaz ihr ins Wort, und deswegen hat sie den nächsten Landsmann angesprochen, ob er sie mitnimmt, bis sie mich irgendwie einholen. Aber dann erkennt die Gute mich auf der Gegenseite, weil ich ja gewendet hatte, und ich denke noch: Was soll denn diese Lichthupe, was will der mir denn sagen, bis ich begriffen habe, dass in dem Auto meine Frau sitzt. Sie schlief ja, als ich ausgestiegen bin, sollte ich etwa hinten reinschauen, bevor ich weiterfahre. Und dann sage ich etwas, ich glaube, ich wollte einen Schluck zu trinken, aber sie hat nicht reagiert. Das war schon dreißig Kilometer nach der Tankstelle.

Er wiederholt sich, denkt Gül und schaut ihm ins Gesicht. Jetzt erst merkt sie, dass Yilmaz betrunken ist. Vielleicht ist das der Grund, warum Saniye fährt. Auch Yilmaz' Augen sind rot, und nun, wo sie darauf achtet, kann sie auch den Schnaps in seinem Atem riechen.

Saniye steht mit Sevgi auf dem Arm auf, nickt Gül fast unmerklich zu, und die beiden gehen außer Sichtweite. Gül holt eine Packung Zigaretten aus ihrem Kleid und bietet Saniye eine an.

- Oh, Saniye stößt mit dem Rauch einen wohligen Laut aus, das tut gut nach so einem langen Tag.

Gül genießt die Zigarette auch, schaut dann aber zu Boden, unschlüssig, ob sie die Frage stellen soll.

- Fuat muss richtig erledigt sein, sagt Saniye, der ist ja die ganze Strecke alleine gefahren.

An Güls Atmung oder Haltung ändert sich nichts, doch Saniye entschuldigt sich:

- Ich will das gar nicht dir ankreiden, Gül am Steuer, das könnte ich mir nicht vorstellen. Jeder tut halt das, was er kann. Gül, lächle, morgen Nacht fahren wir, so Gott will, schon über die Grenze. Gül, so eine wie dich gibt es nicht noch mal, nicht in der Heimstraße, nicht in Deutschland, nicht in der Türkei. Schwester, wir fahren in die Türkei, und hier stehen wir mitten in Jugoslawien und rauchen gemeinsam, so lächle doch.

Gül blickt auf, sieht Saniye an und lächelt zaghaft.

- Wer weiß, was das Leben bringt, sagt Saniye, man kann alles verlieren, ehe man einen Lidschlag tut, hier sind wir zusammen und genießen eine Zigarette. Lass die Männer doch trinken und krakeelen, sich wichtig tun mit ihrem Geld oder ihren politischen Ansichten. So eine Freundin wie dich finde ich niemals wieder, und selbst du wirst eines Tages nicht mehr da sein.

Güls Augen schimmern feucht im Dunkeln.

Etwas später, als alle schon in ihren Autos sind und schlafen, schreckt Gül hoch, weil der Motor des Granada gestartet wird. Sie ist sofort hellwach, während Fuat schnarcht und auch die Kinder weiterschlafen. Leise steigt Gül aus und geht zu dem Wagen vor ihnen.

Yilmaz liegt auf dem Beifahrersitz, Saniye, die Gül im Rückspiegel gesehen hat, kurbelt an der Fahrerseite das Fenster herunter:

- Gottverflucht, sagt sie leise, Sevgi hat einfach keine Ruhe gegeben, die hat sich anscheinend an das Geräusch gewöhnt, sobald ich den Motor angelassen habe, hat sie die Augen zugemacht. Geh du nur und schlaf, wir haben morgen noch einen weiten Weg vor uns.

Güls Blick fällt auf die leeren Flaschen im Fußraum, aber sie tut so, als hätte sie nichts bemerkt, und geht fröstelnd zurück zum Mercedes.

In der nächsten Nacht stehen sie an der türkischen Grenze. Fuats Augen sind auf der Strecke in Bulgarien vor Müdigkeit zwei Mal zugefallen, doch Gül hat sofort geschrien:

- Aufwachen, Augen auf.

Fuat hat den Kopf geschüttelt und die Bitte seiner Frau, eine kurze Rast einzulegen, ignoriert.

- Wir sind fast schon da, hat er gesagt, da werde ich doch nicht schlappmachen.

Danach hat er nach der Packung gegriffen, solange er raucht, schläft er nicht ein.

Gül hat genauso wenig geschlafen wie er, denn die ständige Angst, dass etwas passieren könnte, hält sie wach.

Der Beamte nimmt nun die Pässe aus Fuats Hand entgegen, holt aus Fuats Pass einen Hundertmarkschein, den er zwischen Daumen und Zeigefinger durch das offene Fensterinhält.

- Was ist das?, will er wissen. Sein Ton ist herausfordernd.

Eine halbe Sekunde zögert Fuat, vielleicht weniger.

- Oh, der gehört da gar nicht hin. Ich hatte schon geglaubt, ich hätte ihn verloren, wie ist der denn zwischen die Pässe geraten?

Der Beamte schüttelt den Kopf.

- So etwas macht man nicht. Fahr mal da vorne ran. Und alle aussteigen, bitte.

Als der Mann außer Hörweite ist, schimpft Fuat:

- Wenn es Suppe regnen würde, wäre ich der einzige Mensch mit einer Gabel. Was für ein Glück, unter hundert Beamten den zu erwischen, der sich nicht bestechen lässt. Und das nachts um halb eins. Na, danke. Würde es Mösen regnen, würde mir ein Schwanz auf den Kopf fallen, gottverflucht.

Gül schaut zu ihm hinüber, solche Flüche hört man fast nie von ihm.

- Stier mich nicht so an. Jetzt werden wir sehen, was wir davon haben, so vollgepackt zu sein. Die werden den Wagen auseinandernehmen, sie werden hinter jede Schraube gucken. Yilmaz und Saniye werden schon zu Hause sein, sie werden Baklava und heißen Kaffee serviert bekommen, während wir hier festsitzen und sie schauen, ob ich nicht noch etwas unter meinen Hemdknöpfen versteckt habe. Da hast du uns mal in die Scheiße geritten.
- Was gibst du ihnen auch einen Hunderter, sagt Yilmaz zu ihm, während der Mercedes kontrolliert wird. Da weiß er ja gleich, dass du etwas zu verbergen hast. Sieh mich an, uns haben sie einfach durchgewunken.

Sein Atem riecht schon wieder nach Alkohol, und Gül fragt sich, ob das den Grenzbeamten nicht aufgefallen ist.

- Jedes Jahr lege ich einen Schein in den Pass, sagt Fuat, und bisher hat es immer funktioniert. Außerdem, du hast den Bulgaren doch auch eine Flasche zugesteckt.
- Ja, damit es schneller geht, aber nicht, weil wir etwas zu verbergen hatten. Und das sind ja auch unsere Nachbarn, die sind uns wohlgesonnen. Es sind immer die eigenen Leute, die einen ins Verderben stürzen. Merk dir diese Worte: Du musst Angst haben vor deinen Leuten, die schauen nicht auf deine Tränen. Vertrau den Kurden, den Bulgaren, den Griechen, von mir aus auch den Deutschen, aber nicht den Türken.
- Yilmaz, sagt Saniye.
- Ist doch wahr, sagt er. Jetzt sieht es so aus, als würde es bei euch ganz schön lange dauern.
- Fahrt ihr nur, sagt Gül, aber fahrt vorsichtig. Bis hierher waren wir gemeinsam, doch der Weg ruft nach den Reisenden. Fahrt nur.

Während sie sich verabschieden, reißt Fuat sich noch zusammen, aber kaum hat Saniye den Gang eingelegt und die Kupplung kommen lassen, fängt er an:

- Dieser Klugscheißer, dieser kaum fassbare Klugscheißer. Kaum eine Minute nüchtern während der ganzen Fahrt, aber mir Ratschläge geben, dieser saufende Kommunist, dieser verdammte Vaterlandsverräter.

Er hebt einen Stein auf und schleudert ihn dem Granada hinterher, und Gül geht langsam zu der Bank, auf der Ceyda und Ceren, in eine Decke gehüllt, gegeneinandergelehnt im Sitzen schlafen. Fuat zündet sich schon wieder eine an, das ist bereits die sechste Packung, seit sie in Deutschland losgefahren sind, sein Kopf ist fast so rot wie seine Augen, und Gül weiß, dass er jemanden braucht, um seine Wut abzureagieren. Sie hat nichts dagegen, diese Person zu sein. Ohne Unfall und Unheil sind wir bis hierher gekommen, denkt sie, mit Gottes Hilfe schaffen wir das letzte Stück auch noch.

Vier Stunden lang durchsuchen die Beamten das Auto, die Koffer und die Taschen, listen fein säuberlich Gegenstände auf. Fuat ist so müde, dass er ein wenig auf einer Bank schläft. Der Schlaf gibt ihm die Kraft und die Zollgebühren die Wut, um fast bis Edirne am Steuer zu toben.

108

- Klar, drei Toaster, zwei Bügeleisen, vier Uhren, zwei Mixer, ein Entsafter, ein Ich-weiß-nicht-was, sechs Wasserkocher, als wollten wir einen Elektroladen aufmachen. Hast du gesehen, was ich dafür hingebblättert habe? Sechs Scheine, einfach so dahin, das sauer verdiente Geld. Nur damit sich unsere Verwandten mal in Ruhe eine Scheibe Brot rösten können und ein gut gebügelt Hemd tragen. Als würde es nicht reichen, dass du mir das Geld aus der Tasche gezogen hast, um diese Dinge zu kaufen. Sollen sie doch anziehen, was sie wollen, Nyltest oder was. Ist mir doch scheißegal, ich buckle doch nicht, damit es denen gutgeht. Weit über tausend Mark hat uns der Kram nun gekostet. Wie viele Nächte hätte ich damit spielen können? Wie viel Lottoscheine kann man damit ausfüllen? Was kann man nicht alles Schönes mit tausend Mark machen, anstatt sich Elektroschrott zu kaufen, den man auch noch teuer verzollen muss. Das tut mir in der Seele weh. Wie viele Stunden habe ich dafür geschuftet.

Aber wenn wir zu Hause sind: Kein Wort darüber, was an der Grenze geschehen ist. Verstehst du? Kein Wort zu niemandem. Schärf das auch den Kindern ein. Ich will den ganzen Urlaub lang nichts mehr davon hören. Nichts, brüllt er.

Irgendwann verstummt er, doch seine Wut hält ihn wach bis ans Ende der Reise. Am späten Abend kommen sie in ihre Heimatstadt, Fuat isst nichts, trinkt nur ein Glas Wasser, lehnt den Raki ab und raucht die letzte Zigarette des Tages nicht mal bis zu Ende, er möchte nur noch ins Bett.

(...)

Arbeitsamt, es ist eines der Wörter, deren türkische Entsprechung Gül erst viel später lernen wird. Sie weiß, was es ist und aus welchen Gründen man dorthin geht, aber genauso wie bei Krankenkasse oder Krankmeldung, Urlaubsgeld, Weihnachten oder Ostern kennt sie kein türkisches Wort dafür.

Sie kennt gerade mal genug deutsche Wörter, um dem Mann beim Arbeitsamt die Situation zu schildern. Außerdem hat ihr der Chef aus dem Büro einen Brief mitgegeben. Und obwohl dieser Chef es ihr wieder und wieder eingeschärft hat, schafft sie es nicht zu weinen.

Wir hatten eine Griechin hier, hat der Chef gesagt, die war in der gleichen Situation wie Sie, und sie hat dort gesessen und bittere Tränen geweint, sonst hätten sie keine Ausnahme gemacht. Dort arbeiten auch nur Menschen, die haben auch ein Herz.

Doch Gül sitzt da, die Hände im Schoß, und fragt sich, ob ihr die Arbeit doch schwerer fällt, als sie zugeben möchte. Oder ob sie sich schämt vor diesem fremden Mann. Was Fuat dazu sagen wird, wenn sie auch bei dieser Stelle nicht bleiben kann. Wie es sein kann, dass man die Arbeitserlaubnis auf einmal nicht mehr nach einem halben Jahr bekommt. Saniye hat gleich eine Arbeitserlaubnis bekommen, weil sie zum Arbeiten hierhergekommen ist und nicht wie Gül ihrem Mann gefolgt.

Noch immer weiß Gül nicht, was Saniye eigentlich allein in Deutschland macht, sie fragt nicht, aber als sie es erfährt, ist sie froh, nicht gefragt zu haben.

- Du konntest nicht weinen?, sagt Saniye am nächsten Tag. Ach, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, ich hätte Rotz und Wasser geheult, dieser Mann wäre ertrunken, so hätte ich geflennt.

Es ist ihr letzter gemeinsamer Heimweg, Saniye wird in der Brotfabrik bleiben, Gül wird wieder in der Küche sitzen.

- Es ist nicht leicht, sagt Gül, einfach auf Kommando zu heulen.
- Ja?, sagt Saniye und sieht Gül mit glasigen Augen an. Was Gül erschreckt, sind nicht die Tränen, die sich bereits langsam an den Lidern sammeln, sondern die Trauer, die auf einmal in Saniyes Augen ist. Als hätte sie die ganze Zeit im Hintergrund gelauert auf ihren Auftritt. Als hätte Gül es richtig erkannt am ersten Morgen an der Bushaltestelle.

- Ich habe alles an einem Tag verloren, sagt Saniye, meinen Vater, meinen Mann, meinen Sohn. Egal, wie viel ich weine, es wird nie reichen.

Gül schaut sie ratlos an und wünscht sich, sie wüsste nun die richtigen Worte.

- Ja, sagt Saniye, an einem Tag.

Eine Stunde später sitzen sie in Güls Küche, Fuat ist bereits zur Arbeit gegangen, und Saniye raucht eine Zigarette nach der anderen, während sie erzählt. Im Laufe der Jahre wird Gül sich noch oft fragen, warum die Menschen gerade ihr vertrauen, warum sie all diese Geschichten zu hören bekommt, die selten erzählt werden. Warum so viele Leute ausgerechnet sie auswählen, um ihr Leid zu teilen, warum Menschen glauben, Worte, die an sie gerichtet sind, könnten eine Hilfe sein.

- Alper hat getrunken, und wenn er getrunken hatte, hat er geschlagen. Er war kein schlechter Mann, vielmehr war es so, wie sie sagen: Der

Schnaps sieht in der Flasche anders aus als im Kopf. Und wenn eine Maus ihn trinkt, greift sie glatt die Katze an.

Wenn dieser gottverfluchte Alkohol nicht gewesen wäre, dann hätten wir miteinander auskommen können. Aber Schnaps ist eine Geliebte, gegen die du nicht ankommst.

Es gab immer nur Streit, grün und blau hat er mich geschlagen, wenn er betrunken war. Am nächsten Morgen tat es ihm leid, aber abends hat er sich wieder den Kopf zugesoffen. Also habe ich meine Sachen gepackt und bin zu meinem Vater. Meine Mutter war schon seit drei Jahren tot. An einer Blutvergiftung ist sie gestorben, wer hätte das gedacht, als sie hingefallen ist, dass das der Tod ist, der an die Tür klopft, es sah nur aus wie ein aufgeschrammtes Knie.

Gül muss daran denken, wie ihre Mutter gestorben ist, viel früher und an einer Krankheit, die ihr Vater überlebt hat.

- Ich bin zu meinem Vater, weil es mit Alper einfach nicht ging. Er war ein lieber Mensch, hatte ein weiches Herz und viel Platz darin, aber der Alkohol machte es eng. Nach einer Woche kam er abends zu meinem Vater und hat mich auf Knien, wirklich auf Knien, angefleht zurückzukommen, er hat seine Hände auf meine Füße gelegt, und mein Vater ist einfach aus dem Raum gegangen.

Dein Sklave möchte ich sein, hat Alper gesagt, er hat geschworen, dass er mit dem Trinken aufhören wird. Ufuk, unser Sohn, war gerade mal ein halbes Jahr alt, und warum sollte ein Kind ohne Vater aufwachsen. Und meinem Vater wollte ich auch nicht zur Last fallen. Und beim ersten Mal habe ich ihm auch noch geglaubt.

Vier Wochen hat er nicht getrunken, und danach habe ich es noch mal vier Wochen ausgehalten. Am ganzen Körper war ich grün und blau, meine Rippen haben weh getan, vielleicht waren sie zwischendurch auch mal gebrochen, wenn er voll war, kannte Alper kein Erbarmen. Zwei Tage später war er bei meinem Vater, hat gebettelt, gefleht und Mitleid geheischt.

Danach hat er zwei Monate nicht mehr getrunken. Und als er beim dritten Mal zu meinem Vater kam, um mich zurückzuholen, wusste mein Vater schon, dass ich nicht hart bleiben würde, und er hat sich Alper geschnappt, sobald er über die Schwelle getreten war, und hat gesagt: Mein Sohn, so geht das nicht, du musst dich entscheiden. Das ist meine Tochter, und es steht ihr frei, hierzubleiben oder noch mal mit dir mitzugehen, aber sie hat ein Herz wie Brotteig, jedes Mal bekommst du sie herum, aber ich, ich schau mir das nicht länger an. Es zerreißt mir das Herz. Du musst auch mal etwas lernen, so geht das nicht, Saniye ist kein Spielzeug, sie ist ein Mensch wie du und ich. Also hör mir gut zu: Wenn das noch einmal, noch ein einziges Mal, geschieht, dass du hier an meine Tür klopfst und sie wiederhaben möchtest, dann werde ich dich erschießen. So wahr ich hier stehe. Also überlege es dir gut, ob du meine Tochter noch mal so weit bringen möchtest, dass sie hierher flieht. Und selbst wenn es so weit kommen sollte, dann überlege noch viel besser, ob du an diese Tür klopfen möchtest, um sie wieder einzuwickeln mit deinen Tränen und Schwüren. Ich bin ein alter Mann, ich habe nichts mehr zu verlieren. Wenn du hier noch einmal aufkreuzt, um Saniye zu holen, werde ich dich erschießen.

Hast du das begriffen?, hat er ihn angeschrien, und Alper hat genickt.

Über ein Jahr bin ich bei Alper geblieben, obwohl er wieder getrunken und geschlagen hat, ein Jahr habe ich alles ertragen, damit es nicht noch schlimmer wird. Es war der letzte Versuch. Erst als er mir das zweite Mal die Nase gebrochen hat und ich die ganze Nacht Blut gekotzt habe, bin ich zu meinem Vater. Ich habe Alper beschworen, mich nicht noch mal holen zu kommen. Ich habe ihn angefleht, nicht zu kommen, um seinetwillen, nicht um meinetwillen. Aber nichts überschätzte dieser Mann mehr als seinen eigenen Willen. Noch am selben Abend ist Alper zu meinem Vater gekommen. Und der hat das Gewehr von der Wand genommen und auf Alper angelegt. Alper hat geglaubt, mein Vater wolle ihm Angst machen, aber mein Vater hat gesagt: Ich hatte dich gewarnt, und hat abgedrückt.

Er kam ins Gefängnis, meinen Sohn hat mir meine Schwiegermutter genommen, weil ich alleine nicht für ihn sorgen konnte, mein Mann war tot.

So bin ich nach Deutschland gekommen, sagt Saniye. Ich könnte zwei Leben lang weinen, und es würde immer noch nicht reichen.

Aus:

Selim Özdoğan: Heimstraße 52

Aufbau Verlag, Berlin 2011, S. 99-107 und 33-36

Abdruck mit freundlicher Genehmigung

# Schokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder

Abini Zöllner

## Kurzzinhalt

**S**chokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder ist eine Autobiografie von Abini Zöllner, die 1967 in Ostberlin geboren wurde. Der Titel des Buches spielt auf ihre Hautfarbe an: Sie ist das Kind einer deutsch-jüdischen Mutter und eines afrikanischen Vaters. Im Buch schildert Abini Zöllner ihren Alltag in der DDR bis zur Nachwendezeit. Mit ihrer Mutter, die sie „Mamel“ nennt, verbindet sie eine enge Beziehung, während der als Journalist tätige Vater in der Familie zumeist abwesend ist. Abini wächst in Berlin-Lichtenberg auf, ist mit den anderen Kindern ihres Umfelds bei den Jungpionieren und erlebt Erziehungsversuche zur sozialistischen Persönlichkeit. Später tritt sie die erweiterte Oberschule erst gar nicht an, macht statt Abitur eine Friseurlehre, tanzt als 17-Jährige am Friedrichstadtpalast, schauspielert und modelt. Bis zur Wende bekommt Abini Zöllner einen Sohn und heiratet den Rockmusiker Dirk Zöllner. Nach dem Ende der DDR versucht sie als knapp 20-Jährige, sich in der neuen Welt des Westens zurechtzufinden. Sie orientiert sich beruflich um, bekommt noch eine Tochter und fängt an, als Journalistin für Zeitungen zu schreiben.

*Schokoladenkind* ist ein ganz persönliches Buch. Im Mittelpunkt stehen nicht Politik und Wirtschaft in der DDR, sondern subjektive Erinnerungen, die mit Witz und Ironie erzählt werden. Abini Zöllner sieht in ihrer Familie eigentlich eine „dreifache Zuwanderungsgeschichte“: Ihre Mutter war 1937 nach China emigriert und nach zwölf Jahren nach Deutschland zurückgekehrt. Ihr Vater wollte als überzeugter Kommunist in Moskau studieren, kam dann aber „nur“ nach Leipzig und lernte in Berlin ihre Mutter kennen: „... und die Ostdeutschen sind ja Westdeutschland zugewandert. Das ist eine große Migrationsgruppe, die immer wieder vernachlässigt wird.“



## I. Die Regeln meiner Schule

**M**amel fühlte sich einerseits total erschöpft und andererseits völlig entkräftet. Nie zuvor in ihrem Leben war sie so glücklich gewesen. Mit einem großen Schalom nahm sie mich in ihre Arme. Zum Arzt sagte sie, dass der Weg ins gelobte Land gegen diese Geburt nur ein Verdauungsspaziergang gewesen sein muss. Mamel hatte keine leichte Entbindung, als sie mit 42 Jahren ihr erstes Kind bekam.

Immerhin war ich ein Sonntagskind. Doch Mamel ging in Sachen Glück lieber auf Nummer sicher und nannte mich auch noch Abini, was auf Deutsch „Du bist mein mir vom Himmel geschickter Anteil“ bedeutet. Kaum hatte sie das Göttergleiche vermenschlicht, fing sie an das Menschliche zu vergöttern: „Herr Doktor, sehen sie nur, eine afrikanische Stirn. Mein Kind hat eine afrikanische Stirn.“ Dann küsste sie mich mehrere Male auf den Kopf und versprach, immer auf mich aufzupassen.

Das Versprechen hat sie bis heute gehalten.

Mein Vater, der vor dem Kreißsaal stundenlang gewartet hatte, stürmte nach der Entbindung herein und umarmte uns. Er freute sich über seine kleine Tochter mit dem nigerianischen Namen und sagte, dies sei der schönste Tag in seinem Leben, das müsse er feiern. Mamel wusste, dass er nun fremdgehen würde und nahm es als Zeichen seiner echten Freude. Das waren meine Eltern.

Auf mich wartete eine gut behütete Kindheit: Mamel schützte mich davor, der Vernunft zum Opfer zu fallen, die DDR schützte mich davor, die Welt ken-

nenzulernen, Gott schützte meine Familie vor materiellem Wohlstand und mein Vater schützte mich vor dem Glauben, Reis dürfe nicht klumpen.

Ich war ein Gemisch, halb jüdisch, halb Yoruba, und es war bereits mehr als ein Jahr vergangen, ohne dass ich den Segen irgendeines Gottes erhielt. Dann endlich entschieden sich meine Eltern, und ich wurde getauft. Protestantisch.

Als ich „seit dem letzten Mal schon wieder so sehr gewachsen“ war und aus mir „langsam eine kleine Dame“ wurde, etwa um diese Zeit wurde ich eingeschult. Bis dahin hatte ich eine unbekümmerte Kindheit. Vor allem Mamel liebte mich wie ein kleines Wunder, und wir lebten wie im großen Vergnügen. (...)

Bevor ich sechs wurde, hatte mir Mamel einige Manieren beigebracht: Vor fremden Leuten zur Begrüßung einen Knicks zu machen, immer höflich aufzutreten, den lieben Gott nicht zu vergessen und bösen Männern im Notfall zwischen die Beine zu treten. Nun sagte sie „Schulbildung schadet nicht, wenn du dir später die Mühe machst, etwas Ordentliches zu lernen“ und schickte mich in die Schule. (...)

1973, gleich nach den Weltfestspielen, kam ich in eine Schule, die gerade erst den Namen Horst-Viedt-Oberschule erhalten hatte. Horst Viedt war, wie man uns erklärte, ein deutscher Soldat, der knapp vor Kriegsende zur Roten Armee überlief und am 6. Mai 1945 fiel. Ich dachte, was Sechsjährige denken: Sowas Blödes, hätte er sich noch zwei Tage versteckt, dann wäre der Krieg zu Ende gewesen und er würde noch leben. Horst Viedt tat mir wahnsinnig leid. Doch ich lernte bald, dass wir keinen bemitleidenswerten Soldaten, sondern einen mutigen Antifaschisten ehrten. (...)

Wir hatten eine Arbeitsgemeinschaft Schießen, wir fuhren ins Wehrerziehungslager und robbten durch das Manöver Schneeflocke. Unsere Pionierleiterin war zufrieden mit uns und meinte, Horst Viedt wäre es auch gewesen. Sie machte uns so stolz, dass ich mich im Gute-Nacht-Gebet beim lieben Gott für die schönen Pioniernachmittage bedankte.

Mamel war von ihrem kleinen Enkel von Anfang an begeistert.

Raoul wurde im selben Kreißsaal geboren, in dem sich mein Vater 19 Jahre zuvor über meine Geburt freute. Damals, als er noch ganz viel vorhatte.

Eine afrikanische Weisheit sagt, dass ein Mensch erst stirbt, wenn er alles erledigt hat. Es könnte auch eine jüdische oder eine sozialistische Weisheit sein, ich habe sie jedenfalls oft gehört. Jedoch ist eines sicher: Sie stimmt nicht.

Mein Vater starb, als er immer noch eine Menge vor hatte. Wenige Wochen vor Raouls Geburt und tatsächlich viel zu früh.

Mein Vater, dem Raoul und ich die afrikanische Stirn verdankten, kam aus Lagos, der Hauptstadt Nigerias. Einem Land, das beinahe so viele Menschen wie Völker und Stämme hat. Dort, im Westen Afrikas, gibt es wie kaum anderswo, sehr viele sprachliche, religiöse und ethnische Unterschiede. Es gibt die Fulbe, die Kanuri, die Yoruba, die Ibo, die Edo, die Tiv, die teilweise Muslime, Katholiken, Protestanten und oft noch etwas ganz anderes sind. Es gibt zig Traditionen, zig Grenzen, zig Kulturen – und wie das bei einem Spektrum zwischen Fundamentalisten und Liberalen ist – zig Hoffnungen. Nigeria ist ein großes Durcheinander. (...)

Das einzig Fassbare, was Nigeria für mich hervorgebracht hatte, war mein Vater. Er war zehn Jahre jünger als Mamel und auch erheblich größer. Er war dunkel, Mamel war blass, er war ruhig, sie temperamentvoll, er trug afrikanische Gewänder, sie trug Hosen. Mamel und mein Vater waren äußerlich ein ungleiches Paar, aber in ihrer Liebe zueinander waren sie sich einig – wie solche Geschichten eben am besten anfangen.

Die Geschichte meiner Eltern ging etwa acht Jahre. (...)

Ich erinnere mich, wie mein Vater früher zuhause den Fisch immer verdammt scharf zubereitete und dazu roten Reis kochte. Wir nahmen den Reis aus der Schüssel, formten ihn zu kleinen Bällchen und steckten uns

diese in den Mund. Ohne Messer und Gabel zu essen, war ganz gewöhnlich und deshalb verstand ich nicht, warum in der Westwerbung der schwarze „Uncle Ben“ immer Reis beschwor, der nicht klumpt. Ich jedenfalls erinnere mich an keinen Schwarzen, der lockere Reiskörner bevorzugte. Wer hätte daraus Bällchen formen sollen? Mein Vater sagte immer „Reis muss kleben“ und kein „Uncle Ben“ hätte ihn vom Gegenteil überzeugen können.

Seit ich ein kleines Mädchen war, waren die Leute entzückt und lobten meine gesunde Farbe oder tätschelten mir in die Locken. Ich hörte, wie niedlich ich sei und glaubte es schließlich. Natürlich hörte ich auch, wie sie sagten, dass dieses Putzige später einmal vorbei sein würde. Und wie sie prophezeiten, dass aus mir noch eine gute Sportlerin oder Musikerin werden könne, weil ich das natürlicherweise im Blut hätte. Ich fand das komisch, dass niemand von denen mich mal als gute Anwältin oder Ärztin sah, aber ich fand es nicht beunruhigend.

118

Ich war also braun, alle anderen weiß. Ich habe es immer wieder vergessen. Ich fand meine Haut schön, so wie sie war. Auch wenn ich den anderen in meiner Umgebung oft erklären musste, dass ich „auch einen Sonnenbrand bekommen kann“. Auch, wenn mich ihre Witze nach dem Urlaub, dass ich „ganz schön braun geworden sei“, ermüdeten. Meine Hautfarbe war ein Kompliment, das ich meinen Eltern zu verdanken hatte, ohne dass ich ein großes Bewusstsein draus machte. Mein Äußeres machte – bis auf die Bemerkungen der Menschen – keinen Unterschied. Ich lebte völlig unbehelligt.

Das dachte ich jedenfalls jahrelang. Denn jahrelang habe ich auch gebraucht, um festzustellen, dass gerade die Bemerkungen der Menschen den Unterschied machten.

Es gab tatsächlich eine latente Deklassierung, aber sie erreichte mich in Berlin nicht so wie farbige Menschen in kleineren Städten oder gar auf Dörfern. In der Großstadt wurde nicht so viel getuschelt. Und wenn es hier doch Gerede gab, kamen auf jeden Vorwurf gegenüber meiner Ma-

mel, dass sie mit einem Neger ins Bett gegangen sei, etwa zehn Angebote, ihre kleine Tochter zu adoptieren. Das war ein ermutigendes Verhältnis und kein Grund zur Trübsal. Vor allem, wenn die Tochter bei der Mama blieb.

## VI. Als ich die DDR nicht mehr verstand

Natürlich waren wir nicht sensationell anders als andere Menschen, die sich liebten: „Wir wollen immer zusammenbleiben.“ – „Ohne Dich hat mein Leben keinen Sinn mehr.“ Etwa so romeo- und juliahaft haben wir gedacht. Vielleicht hätte es uns beängstigen müssen, die Liebe derart in den Mittelpunkt zu stellen. Vielleicht hätten wir sagen sollen: „Gut, lass uns einen Lebensabschnitt lang Gefährten sein.“ – „Du willst doch nicht heiraten?“ – „Nein, dafür liebe ich dich zu sehr.“ Vielleicht hätten wir das sagen können.

Aber wir sagten aus tiefstem Herzen „Ja.“ Und die Standesbeamtin gratulierte uns dazu, dass wir uns „in die Reihen der glücklichen Werktätigen eingeordnet haben“.

Wir haben was? Wir wollten Liebe, wir wollten Freude und vielleicht auch ein paar Eierkuchen, mit denen wir im Ernstfall nach dem anderen werfen konnten. Aber einreihen? Wir standen mit den anderen nach H-Milch in einer Reihe. Aber doch nicht nach Glück. Mit einem Pionierleiterlächeln wollte uns die Standesbeamtin in „das sozialistische Eheleben“ entlassen, wie sie sagte.

Dirk und ich schauten uns verdattert an. Dann nahm ich Dirks Hand und versprach, ihn zu lieben wie die Deutsche Demokratische Republik und Freundschaft mit den Kindern aller Bruderländer zu halten. Dirk beteuerte daraufhin, überall tüchtig den Sozialismus mitaufzubauen und endlich das Abzeichen „Für gutes Wissen“ in Gold zu erwerben zu wollen. Pionierehrenwort.

Wir hätten danach Halstücher austauschen können, aber wir hatten keine dabei, also steckten wir uns die Ringe an die Finger. Die Standesbeamtin hat uns mit ihrer emotional sparsamen Rede in unsere Kindheit versetzt. Wir waren plötzlich Jungpioniere. Seid bereit! Immer bereit! Mund auf! Zunge in den Hals! Was für eine Trauung.

Dirk und ich konnten zwar dem Sozialismus nichts anhaben, aber er uns auch nichts. Wir waren ein gutes Bündnis. Die Steifheit, die uns umgab, entzückte uns und machte uns zum glücklichsten Ehepaar aus den Reihen der Werktätigen.

Doch nach einiger Zeit waren die Werktätigen dabei, ihre Reihen aufzulösen, aus denen wir so gern tanzten.

Für die einen war der Sozialismus schon immer eine Utopie, für die anderen war er die Wirklichkeit, für die einen das Ideal, für die anderen ein Fiasko. Und für die, die weder die einen noch die anderen waren, blieb der Sozialismus ein Versuch, an dem man sich mehr oder weniger beteiligen konnte. Während auf der anderen Seite der Mauer Udo Lindenberg „Hinterm Horizont geht's weiter“ sang, gingen auf unserer Seite die Genossen erst einmal „dem Morgenrot entgegen“. Irgendwie hetzten wir schon immer hinterher.

Die DDR war zweifellos eine eigene Welt. Hier war so vieles anders, auch, weil ein eigenes Deutsch gesprochen wurde. Die volkstümelige Partei konnte sich einfach nicht volkstümlich ausdrücken. Der offizielle Sprachgebrauch wurde nicht mehr von Menschen, sondern von Substantiven verwaltet. Die Formulierungen hatten keinen Stil und manchmal waren so viele Substantive in einem Satz, dass man den Satz überhaupt nicht mehr verstand. Ein Beispiel:

„Auf dem Bundeskongress des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands im Palast der Republik verfolgten die Delegierten während der zweitägigen Aussprache, wie unter Führung der Partei der Arbeiterklasse, fest verbunden mit allen gesellschaftlichen Kräften, die in der Nationalen Front der DDR gemeinsam für die weitere Gestaltung der entwickelten so-

zialistischen Gesellschaft in unserem Lande eintreten, die Aufgaben in Angriff genommen und die hohen und begeisternden Ziele, die für die Stärkung unseres sozialistischen Staates gestellt sind, mit ganzer Kraft erfüllt werden.“

Das war unser Kosmos der Aufklärung. Nicht erst die Mauer hinderte am Überblick, sondern schon die Schachtelsätze.

Manchmal sprach man sich nicht gegen den Staat aus, weil man seine Schachtelsätze einfach nicht verstand. Manchmal auch, weil man die Heimat dennoch liebte mit ihrem morbiden Charme des Verfalls. Alle wussten, dass die kleine DDR auch die größte war und die hässliche auch die beste. Denn die DDR war die einzige der Welt.

Und die durfte nicht so einfach aufgegeben werden, konnte aber auch nicht so weiter existieren wie bisher. Deshalb formulierten nun andere die Gedanken aus dem Volk. Und plötzlich gab es Sätze, die jeder verstand.

Ausgerechnet in meinem alten Kiez – in meiner Erlöser-Kirche, in der ich vor 21 Jahren getauft wurde – ausgerechnet in Lichtenberg organisierten die Künstler ihre Veranstaltung „Wider den Schlaf der Vernunft“. Am 28. Oktober 1989 brauchte ich für ein bisschen Widerstand nur über die Straße zu gehen.

Das sonst sehr überschaubare Gotteshaus war an jenem Abend völlig überfüllt. 4 000 Menschen hatten sich zusammengefunden. Alle wollten lernen, sich endlich um das zu kümmern, was sie angeht. Professor Heinrich Fink von der Humboldt-Universität las Gedächtnisprotokolle zu den Festnahmen vom 7. Oktober vor, die Schriftsteller Daniela Dahn, Günter de Bruyn, Stefan Heym und Christoph Hein forderten grundlegende Veränderungen. Es ging um Meinungsfreiheit, Informationsfreiheit, Wahlfreiheit und Bewegungsfreiheit, auch um Bürgerpflicht, Meldepflicht, Wehrpflicht und Bringepflicht. Es sprach die Opposition.

Ich saß hinter der Bühne mit Freunden um einen Ofen, und in den kurzen Redepausen tauschten wir uns aus: In die CSSR geht es nur noch mit

Visum, es sollen mehr Jeans produziert werden, man kann sich um die Wohnungen von Flüchtigen bewerben.

Irgendwann betrat ein Sänger den Raum hinter der Bühne. Plötzlich verstummten die Gespräche. Er war einer, der sich nie offiziell für Veränderungen eingesetzt hat – also war er nur, wie die meisten Menschen aus dem Publikum, die die Künstler gerade für sich zu gewinnen versuchten. Doch die Musiker ignorierten ihren Kollegen.

In jenem Moment beschlich mich das Gefühl, dass Widerstand hier schon einmal in Profis und Amateure geteilt wurde.

Fast zwei Wochen nach der Veranstaltung klingelte morgens unser Telefon. Ein Redakteur von Sat.1 lud Dirk in seine Sendung ein. „Ist das nicht fantastisch?“, fragte er dabei immer wieder. „Ist das nicht absolut fantastisch?“

Bitte? Worum geht's? Wir hatten keine Ahnung.

Nach dem Telefonat erklärte mir Dirk, dass wir die Maueröffnung verschlafen haben sollen. Aber das haben wir nicht geglaubt.

Am übernächsten Tag trat Dirk morgens im Rias-Fernsehen, mittags bei Sat.1 auf und abends in Ostberlin. Im Palast der Republik. Wir standen ebenso unter Schock wie wir überwältigt waren. Als beim Abendkonzert die Nationalhymne der DDR gespielt wurde, schauten wir uns an und mussten weinen. Wir konnten es uns nicht erklären.

Die neuen Verhältnisse waren nicht gerade erhellend. Aber ich beschloss, einfach so zu tun, als hätte ich den Westen begriffen. Als hätte ich verstanden, wie sehr nun jeder für sich selbst verantwortlich ist, und als könnte ich diese Verantwortung übernehmen. Blühende Landschaften und dass es mir nicht schlechter gehen sollte, hatte ich mir längst selbst versprochen. Ich hatte keine Idee, ich hatte keine Überzeugung, ich hatte nur den Willen, in einem System zurechtzukommen, von dem ich keine Ahnung hatte.

Aber ich war mit 17 Millionen anderen auf dem Obduktionstisch der Bundesrepublik gelandet und wurde ordentlich seziert. Die Untersuchung würde voraussichtlich auch lange noch nicht abgeschlossen. Aus den Medien erfuhr ich täglich die Zwischenergebnisse: Doch die Befunde waren fast ausschließlich auf Politik und Wirtschaft ausgestellt, weniger auf Biografien und Erfahrungen. Also wurde viel an der maroden Lage meiner Heimat diagnostiziert.

„Kein Vergleich mit Hiroshima“, schrieb ein großes Nachrichtenmagazin unter ein Foto aus Bitterfeld. Ich erfuhr, dass ich in einem depressiven Reservat mit nörgelnden Alten und lähmendem Gehorsam lebte. Dass ich von tumben Horden umgeben war. In einer Illustrierten erklärten Soziologen ernsthaft, dass meine Welt die Welt der Angst und der Minderwertigkeitskomplexe sei. Und schließlich wurde in einer Tageszeitung festgestellt, dass ich trotzig und frustriert nur eines suchte: die Niederlage.

So bekam ich täglich das Ostgefühl erklärt, aber nie, nie das Westgefühl.

Offenbar war es einfacher, sich einen Videorecorder oder ein neues Auto anzuschaffen, als im Westen anzukommen.

Der hier abgedruckte Text wurde von Abini Zöllner für die Lesung am 13.10.2011 zusammengestellt und basiert auf Passagen aus dem folgenden Buch:

Abini Zöllner: Schokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 2004  
Abdruck mit freundlicher Genehmigung

# Diskussion

## Familienprägungen

Ferdos Forudastan eröffnete die Diskussion mit der Frage, welche Rolle die familiäre Prägung für das Geschichtsverständnis und das Erinnern hat. In welchem Verhältnis steht diese Prägung zu den Werten, die man in der Schule, an der Universität, im Beruf lernt?

Prof. Dr. Gesine Schwan sieht ihr Geschichtsbild sehr stark durch ihr Elternhaus geprägt, was sie an einem Beispiel illustrierte: Als 19-jährige Studentin der Politikwissenschaften hörte sie im ersten Semester an der Freien Universität Berlin 1962 eine Vorlesung über die Weimarer Republik. Damals sei es entscheidend für sie gewesen, dass die Ausführungen des Professors in den Grundzügen mit der Auffassung ihres Vaters übereinstimmten, den sie als „große Autorität“ wahrnahm. Als Jugendliche zweifelte sie nicht daran, dass der Rahmen, in dem ihre Eltern die jüngste Vergangenheit – nämlich den Nationalsozialismus und die Vorläufergeschichte – interpretierten, grundsätzlich richtig war. Dazu gehörten vor allem der Wert der Völkerverständigung sowie die Kritik an deutschem Chauvinismus und Militarismus. Diese Werte sind für Gesine Schwan nach wie vor grundlegend. Ihre Familie habe ihren Blick auf die Geschichte sehr deutlich beeinflusst, auch wenn sie im Detail vieles anders sehe.

Die Journalistin Abini Zöllner ist auch davon überzeugt, dass die verschiedenen familiären Herkunftseinflüsse ihre persönliche Entwicklung und Wahrnehmung sehr stark geprägt haben. Sie sei ganz selbstverständlich mit drei Religionen und unterschiedlichen Weltanschauungen in der Familie aufgewachsen. Das Besondere ihrer Herkunft wurde ihr erst später bewusst,

als sie ihre Autobiografie schrieb und dadurch gezwungen war, sich mit sich selbst, ihrer Herkunft und Familiengeschichte zu beschäftigen. Zuerst zweifelte sie daran, ob ihre Geschichte überhaupt jemanden interessieren würde. Dann aber sei ihr die Bedeutung klar geworden: „Am Ende hatte ich das Gefühl: Meine Hautfarbe ist ein Kompliment, das ich meinen Eltern zu verdanken habe, und die Vielfalt in unserer Familie, die macht mich nicht irre, sondern das ist ein Reichtum, mit dem ich umgehen kann.“ Ihre verschiedenen Wurzeln betrachtet sie als große Chance. So könne



sie zum Beispiel zweimal Neujahr feiern und an Weihnachten einen Chanukka-Leuchter und einen Christbaum kombinieren: „Wir haben uns da zweifach assimiliert, und ich nehme mir von allem das, was ich wichtig finde. Es gibt einfach eine Vielfalt. Das finde ich schön. Ich muss mich nicht entscheiden.“

Auch das Geschichtsbild des Schriftstellers Selim Özdogan ist von seiner Familie und ihrer Zuwanderungsgeschichte beeinflusst. Doch wäre diese Prägung natürlich ganz anders, wenn er selbst in der Türkei aufgewachsen wäre. Für ihn zeigen sich sehr deutliche Unterschiede zu etwa gleichaltrigen Verwandten, die in der Türkei leben und in der Schulzeit sehr viel über türkische Geschichte gelernt haben. Selim Özdogan hingegen erfuhr im deutschen Bildungssystem viel über die deutsche und kaum etwas über die türkische Geschichte, und mit dem, was er an der deutschen Schule lernte, konnte er sich nicht richtig identifizieren: „Irgendwann führte das zu einem Überdruß, dass ich dachte: Das ist Euer Zweiter Weltkrieg. Ich habe damit gar nicht so viel zu tun. Ich weiß nicht, warum ich mich im 5., 6., 7., 8., 9., 10. und 11. Schuljahr damit auseinandersetzen muss. Wir könnten ja auch mal was anderes machen.“ In sein Geschichtsbild seien vielfältige Aspekte eingeflossen – auf jeden Fall viel mehr als



das, was ihm in der deutschen Schule vermittelt wurde.

Durch die vielfältigen Familiengeschichten der Zuwanderer wird die deutsche Geschichte reicher, sagte der Migrationssoziologe Dr. Ulrich Raiser. In Deutschland wachsen zunehmend mehr Menschen mit Familienbiografien auf, die mit Zuwanderung oder unterschiedlichen Herkünften verbunden sind. Dadurch verändere sich auch die Reflexion über die deutsche Geschichte. Selim Özdoğan erzähle eine Geschichte, die aus heutiger Perspektive genauso deutsch sei wie eine Geschichte eines Autors, dessen Eltern nicht eingewandert sind. Entscheidend sei dabei nicht, ob der Schriftsteller die deutsche Staatsbürgerschaft hat oder nicht, sondern dass er in diesem Land aufgewachsen ist und eine Geschichte erzählt. Der Roman schildere die Erfahrungen von Menschen, die aus der Türkei eingewandert sind: „Und trotzdem ist es eine deutsche Geschichte.“

## Offizielle Erinnerung – individuelle Erinnerung

Nach Auffassung von Gesine Schwan ist es hilfreich, zwischen individueller Erinnerung und offizieller Erinnerung zu unterscheiden.<sup>19</sup> Vereinfacht gesagt, bilde die individuelle Erinnerung an subjektiv Erlebtes die Basis für

---

19 Dabei bezog sie sich auf die Arbeiten des Ägyptologen Jan Assmann, der von einem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis spricht. Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis*. München 1992. Das kommunikative Gedächtnis entsteht aus der Interaktion von Individuen, es ist nicht kanonisiert und wird mündlich weitergegeben. Das kulturelle Gedächtnis hingegen wird von der jeweiligen Staatsmacht und von Experten geformt, wie zum Beispiel Schamanen, Priester, Historiker oder Künstler, die jenseits des Individuellen kollektive Geschichte definieren. Zum kollektiven Gedächtnis gehören zum Beispiel die Geschichtsschreibung, aber auch offizielle Feiertage und Denkmäler.

die Herausbildung von Identität. Im Unterschied dazu sei die offizielle Erinnerungskultur das Ergebnis einer permanenten gesellschaftlichen Auseinandersetzung über die Frage, was auf welche Weise erinnert werden soll. Dabei spielen auch repräsentative Instanzen, zum Beispiel Reden des Staatsoberhauptes, eine wichtige Rolle. In Demokratien stehe die offizielle Erinnerungskultur in enger Verbindung zur subjektiven Erinnerung, was Gesine Schwan an einem Beispiel verdeutlichte: In der frühen Bundesrepublik habe der 20. Juli vielen Menschen noch nicht als Gedenktag des deutschen Widerstands, sondern als ein Tag der „Verräter“ gegolten.<sup>20</sup> Es habe einer längeren öffentlichen Auseinandersetzung bedurft, bis sich eine andere Bewertung – auch in den Geschichtsbüchern – durchsetzte. In einer Diktatur wie der DDR stelle sich der Zusammenhang zwischen offizieller und persönlicher Erinnerung anders dar: Die offizielle Erinnerung, die zum Beispiel in Gedenktagen und Feierlichkeiten ihren Ausdruck findet, sei dort über die Zeit relativ statisch geblieben und habe sich weit von der subjektiven Erinnerung der Menschen entfernt.

Die Diskrepanz zwischen offizieller und individueller Erinnerung kann Abini Zöllner sehr gut nachvollziehen: „Mich hat die persönliche Erinnerung meiner Familie noch stärker geprägt als die öffentliche Erinnerungskultur.“ Natürlich sei ihr der Zusammenhang zwischen familiärer Verwurzelung und gesellschaftlichem Umfeld bewusst. Doch während sich die Gesellschaft ständig wandle, betrachte sie die Familie als „festen Hafen“, in dem Erinnerungen nicht „umgestoßen“ werden. In der Gesellschaft erlebte sie das offizielle „Umstoßen“ von Erinnerung, als nach der „Wende“ zum Beispiel Straßen umbenannt oder Denkmäler beseitigt wurden – ob zu Recht oder zu Unrecht, darüber könne man streiten: „Aber da habe ich gemerkt, wie Geschichte revidiert wurde. In meiner Familie muss nichts revidiert werden. Das sind ja nicht nur Erinnerungen, das sind Erfahrungen.“ Abini Zöllner findet es gut, dass ihre Mutter aus

---

20 In der Bundesrepublik war es noch bis weit in die 1950er-Jahre verbreitet, die Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime und die Hitler-Attentäter vom 20. Juli 1944 als „Feiglinge“ und „Verräter“ zu diffamieren. Vgl. Johannes Tuchel: „Feiglinge“ und „Verräter“, Zeit Online, 29.04.2009 (<http://www.zeit.de/2009/03/A-Zwanzigster-Juli>; 20.11.2011).

der Emigration in China wieder nach Deutschland zurückkehrte, und nicht nach Israel oder Amerika, wie so viele andere aus der jüdischen Enklave. Sie habe den Deutschen in der Nachkriegszeit zugetraut, dass sie aus ihren Erfahrungen in der NS-Diktatur lernen und sich ändern können: „Meine Mutter ist absolut gegen Pauschalisierungen. Sie glaubt an das Individuum und an den Menschen, der selbstständig denken kann.“ Ihre Mutter sei davon überzeugt gewesen, dass sie in Deutschland ihre Zukunft aufbauen kann, was auch genauso eintrat: „Da hat sie Recht behalten. Da folge ich doch lieber den Erfahrungen meiner Mutter als den öffentlichen Erinnerungen, die doch immer wieder kippen können.“

### **Migrationsgeschichte: Ursache für Zerrissenheit?**

Ferdos Forudastan wies auf die von Integrations- und Migrationsexperten oft geäußerte Einschätzung hin, dass Menschen mit familiärer Zuwanderungsgeschichte mit inneren Zerrissenheiten zu kämpfen haben, die durch Konflikte zwischen Prägungen des Herkunftslandes und dem Leben in Deutschland entstehen. Abini Zöllner würde mit ihrem Buch aber zeigen, dass sie mit ihrer familiären Migrationsgeschichte nicht nur ausgesprochen spielerisch umgeht, sondern diese unterschiedlichen Wurzeln und Erfahrungswelten als Bereicherung und Gewinn empfindet. Auch bei anderen Künstlern sei diese Tendenz feststellbar, wie beispielsweise der Film „Almanya – Willkommen in Deutschland“ deutlich gemacht habe.<sup>21</sup> Das Thema „Migration“ werde zunehmend „sehr leicht, sehr lustig, sehr souverän“ verarbeitet.

Das eine müsse das andere ja nicht ausschließen, meinte Ulrich Raiser: „Vielleicht hat man gerade Humor, wenn man zerrissen ist.“ Es könne ja durchaus sein, dass solche Biografien eine besondere Form der Verarbeitung hervorbringen oder sogar erfordern.

---

21 In der Komödie „Almanya – Willkommen in Deutschland“ (Deutschland 2011) erzählen die Schwestern Nesrin und Yasemin Samdereli die Geschichte einer türkischen Gastarbeiterfamilie, die seit drei Generationen in Deutschland lebt, aber auf Wunsch des Großvaters noch einmal in die Heimat fährt, was zu unerwarteten Wendungen führt.

Nach Auffassung von Gesine Schwan muss eine familiäre Migrationsgeschichte nicht zwangsläufig zu innerlicher Zerrissenheit führen, solange man sich einerseits in der Gesellschaft angenommen fühlt und andererseits in der Familie Traditionen der Heimatkultur pflegen kann. Innere Zerrissenheit entstehe erst aufgrund emotionaler Konflikte, die als unlösbar empfunden werden. Dies habe aber nicht zwingend etwas mit Migrationsbiografien zu tun. Problematisch werde es, wenn bei persönlichen Konflikten die gegenseitigen Vorwürfe kulturell oder national unterlegt werden und die Kritik am anderen Menschen auf seine Herkunft bzw. nationale Zugehörigkeit zurückgeführt wird. Dadurch werde eine Identifizierung mit einem Kollektiv ausgelöst, die einen persönlichen Konflikt verschärft und vertieft. Das Problem werde immer größer, je mehr ein Mensch mit einem Kollektiv identifiziert wird, besonders wenn dieser Zusammenhang mit einer ideologischen Überhöhung des eigenen Kollektivs bzw. der Abwertung eines anderen Kollektivs verknüpft wird.

Nach Gesine Schwans langjähriger Erfahrung mit Studierenden spielt die Herkunft und die Familiengeschichte in der jungen Generation zunächst einmal keine große Rolle. Wenn zum Beispiel junge Polinnen und Polen an der Universität zu studieren beginnen, seien sie erst einmal daran interessiert, ihr gegenwärtiges Leben zu gestalten, zum Beispiel wie sie einen Job finden können oder welche Ausbildung und Zertifikate sie brauchen, um bestimmte berufliche Ziele zu erreichen.

Erst wenn in ihrem Leben Konflikte auftreten, käme in der Regel die Frage auf, welche Vorverständnisse sie haben und wie sie durch ihre Herkunft geprägt sind. An der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder hat man auf die interkulturelle Zusammensetzung der Studierendenschaft reagiert und entsprechende Angebote entwickelt: In den ersten Semestern werden Workshops angeboten, in denen die bewusste Auseinandersetzung mit Interkulturalität



und multinationaler Diversität im Mittelpunkt steht und die Studierenden ihre familiären Herkunft und Prägungen reflektieren können. Die Suche nach den eigenen Wurzeln ist nach Gesine Schwan aber nicht von vornherein vorrangig. Das wisse man aus verschiedenen Kontexten: Die Menschen interessieren sich besonders dann für ihre Wurzeln, wenn sie in Krisen geraten oder sich neu orientieren möchten. Das habe nicht spezifisch etwas mit Migration zu tun.

## Die Macht der Zuschreibungen

Selim Özdoğan merkte kritisch an, dass ihm die Diskussion angesichts sehr realer Probleme doch etwas zu positiv erscheint. So seien zum Beispiel die üblichen Zuschreibungen für „Migranten“ in der deutschen Gesellschaft noch sehr mächtig, sodass man nicht einfach über sie hinwegsehen könne. Auch nach 15 Jahren Tätigkeit als Autor in Deutschland sieht sich Selim Özdoğan immer noch auf die Rolle des „Migranten“ festgelegt: Von Anfang an bezogen sich neun von zehn Anfragen von Magazinen oder Zeitungen für das Verfassen von Texten auf die Themen Integration, Migration, Ausländer, Islam – nur aufgrund seiner familiären Migrationsgeschichte. Dies habe sich bis heute nicht geändert. Diese Themen wür-

den allerdings weder seinen Interessen noch seinen Kenntnissen entsprechen: „Aber ich bin kraft meines Namens trotzdem Experte.“ Dagegen werden Texte über Themen, über die er sich Spezialwissen angeeignet hat, kaum nachgefragt: „Ich bin also gezwungen, diese Texte zu schreiben, wenn ich überleben möchte.“ Er wolle nicht das Bild eines „Opfers“ von sich zeichnen, doch gebe es aus seiner persönlichen Erfahrung noch zahlreiche problematische Punkte.



Auch die Journalistin Abini Zöllner berichtet, dass ihr schon häufiger Migrationsthemen angetragen wurden. Doch erlaubt es ihre Arbeitssituation, frei über die Annahme der Themen zu entscheiden. Die Macht der Zuschreibung hat sie aber schon früh in ihrem beruflichen Werdegang in der DDR erfahren: Als Tänzerin im Friedrichstadt-Palast und bei Auftritten im Fernsehen wurde ihr bald klar, dass ihr Erfolg stark von ihrem Äußeren abhing. In ihrer Autobiografie schreibt Abini Zöllner, sie hätte in der DDR für das „Völkerumfassende“ herhalten müssen: „Die Aufnahmeleiter verschafften mir einen Job, ich verschaffte ihnen dafür ein bisschen Internationalität.“<sup>22</sup> Als sie realisierte, dass ihre Hautfarbe instrumentalisiert und sie in Filmen als „Requisite“ benutzt wurde, wollte sie in einen Beruf wechseln, in dem das Äußere keine Rolle spielt. Sie habe sich dann bewusst dafür entschieden, als Journalistin zu arbeiten, da sie an ihrer inhaltlichen Qualität und nicht mehr an ihrem Aussehen gemessen werden wollte.

Abini Zöllner lehnt es ab, sich aufgrund der Hautfarbe zu definieren und auf dieser Basis ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu entwickeln. Als Beispiel führte sie den „Black History Month“<sup>23</sup> an. Manchen Tendenzen dieser Initiative steht sie sehr kritisch gegenüber, etwa wenn auf öffentlich finanzierten Veranstaltungen ausschließlich Schwarze Deutsche zugelassen sind und davon gesprochen wird, die Schwarzen müssen immer besser als die Weißen sein. Warum sollten Menschen allein aufgrund ihrer Hautfarbe besser sein?, sagt Abini Zöllner. In solchen Denkfiguren kommt ihrer Ansicht nach eine andere problematische Form des Rassismus zum

---

22 Abini Zöllner: *Schokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder*. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 96.

23 Der „Black History Month“ wird in den USA seit 1976 jedes Jahr landesweit begangen, um die Geschichte und Kultur des schwarzen Amerikas öffentlich zu würdigen und zu feiern. In Deutschland wurde der Black History Month 1990 von der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e. V. (ISD) eingeführt. Ziel ist ein selbstbewussteres Bekenntnis zur eigenen Identität und ein stärkeres Gemeinschaftsgefühl von nichtweißen Deutschen. Vgl. Ulrike Krahnert: „Nicht alle Deutschen sind weiß.“, Spiegel Online, 22.02.2006 (<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,402113,00.html>; 24.11.2011).

Ausdruck. Allerdings müsse sie bei kritischen Artikeln über diese Initiative immer aufpassen, damit nicht der politischen Rechten in die Hände zu spielen und ihnen Argumente für ihren Rassismus zu liefern. Die Journalistin ist fest davon überzeugt, dass man keine voreiligen Schlüsse aus der Hautfarbe oder der nationalen Herkunft ziehen sollte. Eine schlechte Schulnote sei nicht automatisch als Rassismus zu werten – möglicherweise seien die Leistungen wirklich schlecht gewesen: „Das hat mir meine Mutter beigebracht: Erstmal darüber nachdenken: Ist an der Behauptung oder an dem Vorwurf, der dir gemacht wird, etwas dran? Und nur wenn dann nichts übrig bleibt, muss man sich wehren.“

Auch Gesine Schwan hält die Auswirkungen solcher pauschalen Zuschreibungen für fatal: „In dem Maße, wie wir zuschreiben, entstehen Zerrissenheiten in den Menschen.“ Denn es gebe keinen ursprünglichen Grund, nur aufgrund seiner Herkunft – ohne solche Zuschreibungen – zerrissen zu sein.

## **Stärken der Mehrsprachigkeit**

In der Diskussion wurde betont, dass es in Deutschland trotz Anzeichen für eine interkulturelle Öffnung immer noch stark an der Wertschätzung der Muttersprache von Zuwanderern fehle. Das Beherrschen der deutschen Sprache sei faktische Voraussetzung für die gesellschaftliche Teilhabe, doch dürfe die Muttersprache, die für Identität und Persönlichkeitsentwicklung sehr wichtig sei, nicht vernachlässigt werden: Sie stelle ein großes Vermögen dar, das auch die Gesamtgesellschaft kulturell bereichern könne.

Auch Ulrich Raiser sieht hier noch große Defizite: Nach wie vor sei in der deutschen Gesellschaft das Bedürfnis nach sprachlicher Homogenität sehr groß, obwohl es bereits einige positive Beispiele gibt, wie etwa den bilingualen Unterricht an den Europa-Schulen in Berlin. Auch werde in einigen gesellschaftlichen Bereichen Mehrsprachigkeit schon wertgeschätzt, etwa türkische oder arabische Sprachkenntnisse bei der Berliner

Polizei. Dies habe allerdings ganz funktionale Gründe, weil Polizisten, die auch des Türkischen mächtig sind, in bestimmten Konfliktsituationen besser agieren können. Bei der Förderung von Mehrsprachigkeit stehe man in Deutschland aber noch am Anfang.



Gesine Schwan stimmte zu, dass Deutschland in Bezug auf Sprachen noch sehr homogen ausgerichtet ist und die damit verbundenen Potenziale nicht nutzt. Als entschiedene Verfechterin der Mehrsprachigkeit plädiert sie dafür, bei Einwanderern die Muttersprache und die neue Sprache von Anfang an gleichzeitig zu stärken. Für die eingewanderten Kinder hätte das den Vorteil, dass sie im Vergleich zu den Kindern mit deutschen Wurzeln nicht mehr aufgrund geringerer Sprachkompetenzen defizitär wären. Vielmehr hätten sie durch das Beherrschen einer zweiten Sprache eine zusätzliche Fähigkeit, die sie auszeichnet. Maßnahmen zur Förderung der Mehrsprachigkeit würden zwar kurzfristig mehr kosten, seien aber eine sehr kluge Investition in das Selbstbewusstsein der Menschen und in die Entwicklung ihrer Potenziale.

## **Vielstimmiges Erinnern in Einwanderungsgesellschaften**

In der öffentlichen Erinnerungskultur Deutschlands habe die Zuwanderung lange Zeit keine große Rolle gespielt, so Ulrich Raiser vom Netzwerk Migration in Europa e. V. Doch sieht er Tendenzen, dass sich dies zunehmend ändert. In den letzten Jahren sei in Deutschland das Bewusstsein immer mehr gewachsen, dass die Gesellschaft maßgeblich von Zuwanderung geprägt ist. Als Beispiel nannte er den hohen Stellenwert, den die Feierlichkeiten zum 50-jährigen Jubiläum des Anwerbeabkommens mit der Türkei 2011 in der offiziellen Erinnerungskultur eingenommen haben. Dass dieses Datum in vielfältigen öffentlichen Veranstaltungen gefeiert

wurde, mache den Wandel im kollektiven Bewusstsein deutlich, dass in den 1960er-Jahren etwas angefangen hat, das unsere Gesellschaft bis heute stark präge und auch in Zukunft prägen werde.

Doch fehlt nach Ansicht von Ulrich Raiser noch ein richtiges Gefühl dafür, eine Einwanderungsgesellschaft zu sein: „Was bedeutet das, wenn nicht nur die Mehrheitsgesellschaft definiert, was das eigene oder das kollektive Erinnern ist, sondern wenn es eine Vielfalt an Erinnerungsmöglichkeiten gibt?“ In Einwanderungsgesellschaften gebe es zahlreiche Familien- und Herkunftsgeschichten, die sich durch persönliche Begegnungen und familiäre Verbindungen auch miteinander vermischen. Was heute im Geschichtsunterricht an deutschen Schulen gelehrt werde, sei ein bestimmter Ausschnitt von Geschichte, der irgendwann einmal als der maßgebliche festgelegt wurde: „Darunter, daneben, dahinter verlaufen aber ganz viele Stränge, in denen Migration eine große Rolle spielt, die bislang relativ unausgesprochen sind.“ Doch kämen diese Einflüsse nun mehr und mehr an die Oberfläche, insbesondere bei der sogenannten zweiten und dritten Generation.

134

Diese Tendenz hat auch Gesine Schwan wahrgenommen, die seit vielen Jahren am Auschwitz-Gedenktag im Deutschen Bundestag mit Jugendlichen arbeitet. Dabei zeigt sich, dass immer mehr junge Menschen vielfältige Wurzeln aus verschiedenen Herkunftsländern ohne familiären Hintergrund mit NS-Vergangenheit haben. Viele aus dieser Generation könnten nicht verstehen, warum sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit so stark auf das Thema Nationalsozialismus konzentriert. Die Tatsache, dass die familiären Wurzeln vieler Menschen nicht in Deutschland liegen, müsse sich unbedingt auch in der gesellschaftlichen Erinnerungskultur widerspiegeln. Deshalb hat Gesine Schwan die Vielfalt in den Diskurs über die Vergangenheit bewusst einbezogen, was diesen sehr bereicherte: „Diese jungen Leute haben dann gleichsam ihre normative Einschätzung der Geschichte nicht aus einem Antinationalismus oder Antitotalitarismus gewonnen, sondern über Menschenrechte. Das war dann der gemeinsame Nenner.“ Gesine Schwan begrüßt diese Entwicklung, weiß aber auch, dass es nicht immer einfach sein wird, mit den

damit verbundenen Folgen und möglichen Konflikten umzugehen.

Wenn das Bewusstsein dafür steigt, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und die Erinnerungen der Zuwanderer in die offizielle Erinnerung einbezogen werden müssen, stellt sich für Ferdos Forudastan die Frage, ob dieser Prozess in irgendeiner Weise gestaltet werden muss, damit sich diese Veränderung auf die Geschichtsschreibung und das Geschichtsbild der Gesellschaft auswirkt: Muss das staatlicherseits gezielt umgesetzt werden, sei es bei der inhaltlichen Gestaltung von Schulbüchern oder bei der Kuratierung von Ausstellungen? Oder sollte man die Vielfalt einfach zulassen und davon ausgehen, dass die verschiedenen Geschichtsbilder von alleine in den offiziellen Erinnerungsdiskurs eingehen?



Schon allein dadurch, dass es immer mehr Menschen mit familiären Migrationsbiografien gibt, werden Veränderungen angestoßen, so Ulrich Raiser: „Diese Menschen werden älter und kommen zunehmend in Funktionen, in denen sie gesellschaftlich etwas zu sagen haben. Dadurch ändert sich das Bewusstsein darüber, welche Relevanz Migration für unser kollektives Erinnern hat.“ So seien mittlerweile eine ganze Reihe von Menschen aus der in Deutschland geborenen „zweiten Generation“ in gesellschaftlichen Entscheidungspositionen angekommen, wo sie auch auf die offizielle Erinnerungskultur Einfluss nehmen können. Die entscheidende Frage sei ja immer, wer darüber bestimmt, was erinnert wird. Lange Zeit sei die Gruppe der Entscheidungsträger über das Erinnern kulturell relativ homogen gewesen, was auch im Verhältnis zwischen West- und Ostdeutschen deutlich wurde: Viele Ostdeutschen hätten das Gefühl, dass die Westdeutschen im Grunde darüber bestimmen, was in Deutschland erinnert wird, und sehen eine spezifische ostdeutsche Erinnerungskultur nicht richtig wahrgenommen. Ähnlich hätten wahrscheinlich auch viele

Menschen mit Migrationsbiografien den Eindruck, im kollektiven Diskurs nicht vorzukommen. Der Soziologe ist aber zuversichtlich, dass sich dies nun langsam ändern wird, weil die freiwerdenden Plätze bei den Funktionsträgern zunehmend mit einer größeren Vielfalt besetzt werden.

Ob der Staat konkrete Maßnahmen ergreifen sollte, um die Erinnerungen der Zuwanderer im offiziellen Diskurs zu verankern, darüber ist sich Ulrich Raiser unsicher. Doch sei es auf jeden Fall wichtig, die vielfältigen Stimmen zu Gehör zu bringen. Das könne in Geschichtsbüchern passieren, aber auch dadurch, dass im Deutschunterricht Bücher wie von Selim Özdogan und Abini Zöllner gelesen werden – und zwar zusätzlich zum klassischen Kanon, der üblicherweise im Deutschunterricht rezipiert wird. Dadurch könnten jungen Menschen diese Erfahrungen nahegebracht und auch klargemacht werden, dass es noch andere deutsche Literatur gibt als jene, die die Mehrheitsgesellschaft als *die* klassische deutsche Literatur wahrnimmt. Auch könnte man sich überlegen, wie in öffentlichen Museen verstärkt die sehr vielfältige deutsche Einwanderungsgeschichte mitreflektiert werden kann. Wenn man einen Perspektivwechsel vornehme und erkenne, dass der kulturelle Einfluss von Einwanderung immer schon ein elementarer Bestandteil der deutschen Gesellschaft war, dann wären Veränderungen in vielen Bereichen notwendig. Ein großer Teil der öffentlichen Einrichtungen müsste sich dann neu orientieren. Als positives Beispiel nannte Raiser die „Route der Migration“ in Berlin.<sup>24</sup> Bei diesem Projekt wurden vier rote Container an verschiedenen Standorten in Berlin

---

24 In Berlin stand der Monat Oktober 2011 offiziell im Zeichen des 50. Jahrestages des Anwerbeabkommens mit der Türkei, „das als Geburtsstunde des deutsch-türkischen Berlin gelten kann“. Einen besonderen Beitrag leistet dazu das Projekt „Berliner Route der Migration“. Rainer Ohliger vom Netzwerk Migration in Europa, der das Ausstellungsprojekt koordiniert, sagt dazu: „Die Route der Migration schreibt die Migration in die Stadtgeschichte ein. Sie erinnert daran, dass die Geschichte Berlins ohne Zuwanderung nicht vorstellbar ist. Diesen Erinnerungsschatz gilt es oft aber noch zu heben und im kollektiven Gedächtnis zu verankern. Wir möchten mit den Ausstellungen im Stadtraum einen Beitrag leisten, die Identität der Stadt als Einwanderungsstadt zu beleuchten.“ (<http://www.berlin.de/landespressestelle/archiv/20111010.1140.360866.html>; 20.11.2011).

aufgestellt, die die Migrationsgeschichte der Stadt in den letzten 300 Jahren reflektieren. Damit soll das Verständnis von Berlin als Einwanderungsstadt stärker ins öffentliche Bewusstsein gebracht werden.

## **Vielfältige Zugehörigkeiten**

Trotz positiver Ansätze habe sich Deutschland in vielen Bereichen noch nicht den Erfordernissen einer modernen Einwanderungsgesellschaft gestellt, so Gesine Schwan. Ein wichtiger Schritt wäre die Erkenntnis, dass Deutschland nicht erst jetzt eine Einwanderungsgesellschaft ist oder werden muss: Die deutsche Gesellschaft war in ihrer Geschichte nie homogen, sondern entwickelte sich als Mischung von vielfältigen Herkünften und kulturellen Identitäten. Künftig sei zu erwarten, dass die Individualisierung der Gesellschaft weiter fortschreitet und die Zugehörigkeiten des Einzelnen sich immer stärker ausdifferenzieren. Die Nation werde dabei an Bedeutung verlieren, während andere Bezugsgrößen wie Region oder Geschlecht wichtiger werden. Entscheidend ist für Gesine Schwan, wie man mit dieser Entwicklung umgeht: „Entweder wir haben Angst und schotten uns ab, weil wir nicht mehr selbstverständlich alle zur selben ‚Chose‘ gehören, oder wir finden das interessant und bilden Brücken, was ich viel besser finde, und können dadurch vielleicht sogar noch eher Allgemein-Gemeinsames finden.“

Der Begriff der „kollektiven Identität“ führt ihrer Ansicht nach nicht weiter, wenn man „das Kollektive“ so versteht, dass dadurch Individualitäten vereinheitlicht und eingeebnet werden. Auch der Begriff „Identität“ sei in diesem Zusammenhang letztlich irreführend, weil es keine einheitliche Identität in einer Gesellschaft geben kann, sondern nur vielfältige Identitäten mit verschiedenen Prägungen und Zugehörigkeiten: Die Unterschiedlichkeit der Individuen in einer pluralen Gesellschaft steht einer einzigen homogenen Einheit mit einer einheitlichen Identität grundsätzlich entgegen. Kollektive Identitäten seien nur in dem Maße festzustellen, wie sich viele Menschen in Einzelfragen mit etwas Gemeinsamem identifizieren.

Diese Vielfältigkeit einer Gesellschaft kann ein sehr großer Vorteil sein, solange die Menschen durch Gemeinsamkeiten verbunden bleiben. Dagegen wäre eine Atomisierung der Gesellschaft kein Vorteil: „Wenn wir eine Gesellschaft von lauter isolierten Individuen wären, die sich nicht mehr mit Kollektiven im Sinne von Vereinen oder Vereinigungen identifizierten, wäre das nicht gut.“ Gesine Schwan bezog sich auf die Philosophin Hannah Arendt, die diese Problematik in ihrem Buch *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*<sup>25</sup> beschrieben hat: Die Elemente totaler Herrschaft entstehen aus einer atomisierten Massengesellschaft, in der sich isolierte Individuen keinen sozialen Zugehörigkeiten mehr verbunden fühlen, dadurch vereinzelt sind und in toto manipulierbar werden. Die Atomisierung der Gesellschaft kann somit zur Gefahr werden, wenn diese Individuen in einem großen Kollektiv völlig aufgehen und ihre eigene Individualität verlieren. Für eine demokratische Gesellschaft ist es deshalb sehr wichtig, dass individuelle Zugehörigkeiten zu kleineren, kollektiven Einheiten bestehen bleiben: „Je selbstbewusster und weniger zerrissen wir sind und je mehr wir unsere eigenen Einheiten bilden, desto besser“, so Gesine Schwan.

### **In Zukunft: Potenziale wahrnehmen und Erinnerungen gegenseitig anerkennen**

Die öffentliche Debatte konzentrierte sich gegenwärtig zu noch häufig auf die Probleme, die Zuwanderer in Deutschland haben, auf Konflikte und Defizite der Integration, sagte Ulrich Raiser. Dagegen würden die großen Potenziale der Zuwanderer noch viel zu wenig gesehen. Bisher sei zum Beispiel noch kaum wahrgenommen worden, welche enorme Energie darin steckt, wenn sich Menschen dazu entscheiden, ihr Heimatland zu verlassen und in einem fremden Land eine neue Existenz aufzubauen, teilweise sogar ohne Sprachkenntnisse. Damit sei ein sehr großer Wille verbunden, auch ein Wille zur eigenen Veränderung: „Wenn es künftig ge-

---

25 Hannah Arendt: *The Origins of Totalitarianism* (1951), dt.: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt am Main 1955.

länge, aus diesen Familiengeschichten ein kollektives Selbstbild zu machen, in das diese Energie der Migration integriert ist, dann würde es uns viel leichter fallen, mit dieser Vielfalt umzugehen. Man könnte sagen: Diese Menschen bringen etwas mit, was dieser Gesellschaft einen ‚drive‘ gibt, den Wunsch nach Veränderung.“

Nach Gesine Schwan liegt die Zukunft der kollektiven Identität in freiheitlichen, gerechten und solidarischen Gesellschaften nicht in einem überkommenen Nationalgefühl, sondern in einem neuen Gemeinsinn, den Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Erinnerungen aus ihren sozialen Beziehungen heraus entwickeln. Um der Vielfalt von Erinnerungen in Einwanderungsgesellschaften gerecht zu werden, sollte der Gedanke „Einheit in Vielfalt durch gegenseitige Anerkennung“ im Mittelpunkt stehen. Diese Vorstellung verdeutlichte Gesine Schwan anhand des Begriffs „Erinnerungsort“, der nicht nur räumlich reale Orte, sondern auch Dinge, Personen, Kunstwerke oder Ereignisse von historischer Bedeutung bezeichnet.<sup>26</sup> An den „Erinnerungsort Bismarck“ würden sich Polen und Deutsche sicher sehr verschieden erinnern, doch gebe es auch keine einheitliche deutsche Erinnerung an diesen Staatsmann, erläuterte Gesine Schwan: „Natürlich hatten die Polen eine schlechte Erinnerung an diesen deutschen nationalen Preußen. Aber die Katholiken und die Sozialisten hatten auch eine schlechte Erinnerung. Bismarck hat die Katholiken als Ultramontane beschimpft, das Sozialistengesetz kam auch von Bismarck. Mit anderen Worten: Es hing gar nicht an der Nation, sondern es hing an anderen Loyalitäten, die man hatte.“ Auch die Erinnerungen der Polen an den Warschauer Aufstand 1944 seien keineswegs einheitlich. Gesine Schwan verdeutlichte, dass die Zugehörigkeiten zu Regionen, Geschlecht, Generationen etc. innerhalb von Gesellschaften sehr viel prägender für die Erinnerung sind als die Zugehörigkeit zur Nation. Auch deshalb plä-

---

<sup>26</sup> Der Begriff „Erinnerungsort“ stammt von dem französischen Historiker Pierre Nora, der davon ausgeht, dass sich das Gedächtnis einer sozialen Gruppe an bestimmten „Orten“ kristallisiert, die sich unterschiedlich manifestieren können (z. B. geografischer Ort, Institution, Denkmal, Ereignis, historische Persönlichkeit). Vgl. Pierre Nora (Hg.): *Erinnerungsorte Frankreichs*. München 2005.

diert sie für die doppelte oder mehrfache Staatsbürgerschaft, damit man endlich aufhört, sich nur mit einem Land zu identifizieren. Aus vielerlei Gründen identifiziere sie sich zum Beispiel mit Deutschland, aber auch mit Frankreich.

Um mit der Vielfalt der Erinnerungen und Identitäten im gesellschaftlichen Miteinander vernünftig umgehen zu können, müsse man begreifen, welche Loyalitäten die anderen Menschen haben. Die Herausforderung der Zukunft sieht sie darin, verschiedene Identitäten nicht in Abschottung gegeneinander zu verstehen, sondern zwischen vielfältigen, gleichberechtigten Erinnerungen Brücken zu bauen, die neue Zusammengehörigkeiten entstehen lassen.



© Manfred Vollmer, Essen, 1984

### Biografische Angaben zu den Mitwirkenden

**Dr. Gabriele von Arnim**, geboren 1946 in Hamburg, studierte Soziologie und Politikwissenschaft an den Universitäten Hamburg und Frankfurt am Main. Sie arbeitet als freie Journalistin und Moderatorin für Zeitungen, Hörfunk- und Fernsehsender und veröffentlicht erzählerische Werke. 1989 erschien im Münchner Verlag Kindler ihr Buch *Das große Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit den Schatten der Vergangenheit zu leben*, in dem sie die Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit thematisiert.

**Ferdos Forudastan**, geboren 1960 in Freiburg im Breisgau, absolvierte ein Studium der Rechtswissenschaften und Politischen Wissenschaften. Seit vielen Jahren arbeitet sie als freie Journalistin für verschiedene Medien, gegenwärtig vor allem als Autorin und Moderatorin für den Deutschlandfunk und den WDR. Für ihre Arbeit wurde Ferdos Forudastan unter anderem mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet.

**Dr. Monika Gibas**, geboren 1951 in Lutherstadt Eisleben, ist Historikerin am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena und arbeitet unter anderem zu den Forschungsgebieten Ideologie- und Kommunikationsgeschichte der DDR sowie deutsche Transformationsforschung. Monika Gibas ist Leiterin des Projekts „Arisierung“ in Thüringen“ an der Universität Jena.

**Sabrina Janesch**, geboren 1985 in Gifhorn, studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim und Polonistik an der Jagiellonen-Universität Krakau. 2009 war sie Stadtschreiberin der Stadt Danzig, 2010 erhielt die Schriftstellerin den Mara-Cassens-Preis, 2011 den Anna-Seghers-Preis. Ihr Roman *Katzenberge* wurde 2010 im Aufbau-Verlag Berlin veröffentlicht.

**Peggy Mädler**, geboren 1976 in Dresden, studierte Theater-, Erziehungs- und Kulturwissenschaften in Berlin und promovierte mit einem Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung. Sie arbeitet als freie Dramaturgin, Regisseurin und Autorin und erhielt ein Autorenstipendium des Künstlerdorfs Schöppingen und das Alfred-Döblin-Stipendium der Berliner Akademie der Künste. Ihr erster Roman *Legende vom Glück des Menschen* erschien 2011 bei Galiani Berlin.

**Prof. Dr. Christoph Meyer**, geboren 1966 in Emstek (Niedersachsen), studierte Geschichte, Politik und Germanistik in Köln und promovierte in Mittlerer und Neuerer Geschichte. Von 1998 bis 2011 arbeitete er als Hauptamtlicher Pädagogischer Leiter und Geschäftsführer des Herbert-Wehner-Bildungswerks e. V. in Dresden. Christoph Meyer ist Vorsitzender der Herbert-und-Greta-Wehner-Stiftung. 2011 übernahm er die Professur für Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit an der Hochschule Mittweida.

**Selim Özdoğan**, geboren 1971 im türkischen Adana, kam im Kindesalter nach Deutschland und ist zweisprachig aufgewachsen. Seit 1995 hat er zahlreiche Romane und Erzählungen veröffentlicht. Selim Özdoğan lebt in Köln. Sein Roman *Heimstraße 52* erschien 2011 im Aufbau-Verlag Berlin.

**Minka Pradelski**, geboren 1947 als Kind von Holocaust-Überlebenden, absolvierte ein Studium der Soziologie an der Goethe-Universität in Frankfurt/Main. Sie arbeitete am Projekt „Nachwirkungen massiver Traumatisierungen bei jüdischen Überlebenden der NS-Zeit“ und viele Jahre ehrenamtlich für die Steven Spielberg Shoah Foundation und die jüdische Gemeinde Frankfurt/Main. Heute arbeitet Minka Pradelski als Soziologin, Schriftstellerin und Dokumentarfilmerin. 2005 erschien ihr erster Roman *Und da kam Frau Kugelmann* in der Frankfurter Verlagsanstalt.

**Dr. Ulrich Raiser**, geboren 1970 in Genf (Schweiz), studierte Sozialpädagogik und Soziologie in Hamburg und London und promovierte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 2003 bis 2011 war er Mitarbeiter im Büro des Berliner Integrationsbeauftragten. Ulrich Raiser lehrt an der Berlin Graduate School of Social Science der Humboldt-Universität zu

Berlin, unter anderem zu Themen der Migrationssoziologie. Ulrich Raiser ist Mitglied im Netzwerk Migration in Europa e. V.

**Dr. Christian Schneider**, geboren 1951, ist Privatdozent für Psychoanalyse an der Universität Kassel, Buchautor und Experte im Bereich generationengeschichtlicher Forschung. 2010 erschien im Stuttgarter Verlag Klett-Cotta das Buch *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung über die Erinnerungskultur an den Holocaust in Deutschland*, das Christian Schneider zusammen mit der Historikerin Ulrike Jureit verfasst hat.

**Prof. Dr. Gesine Schwan**, geboren 1943 in Berlin, studierte Romanistik, Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaften in Berlin und Freiburg. 1977 erfolgte der Ruf zur ordentlichen Professorin an das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften der Freien Universität Berlin. Von 1999 bis 2008 war sie Präsidentin der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Für ihre Arbeit im Interesse der deutsch-polnischen Aussöhnung wurde Gesine Schwan 2004 mit dem Marion Dönhoff-Preis für internationale Verständigung und Versöhnung geehrt. Seit 2010 ist sie Präsidentin der Humboldt-Viadrina School of Governance in Berlin.

**Prof. Dr. Hans-Ulrich Treichel**, geboren 1952 in Vermold/Westfalen, studierte an der Freien Universität Berlin Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaft, wo er auch promovierte und sich habilitierte. Seit 1995 ist er Professor am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Hans-Ulrich Treichel hat zahlreiche literarische Werke veröffentlicht, der Roman *Der Verlorene* erschien 1998 im Suhrkamp Verlag/Frankfurt am Main. Hans-Ulrich Treichel erhielt mehrere Preise und Auszeichnungen, darunter den Hermann-Hesse-Preis, den Eichendorff-Literaturpreis und den Kritikerpreis.

**Abini Zöllner**, geboren 1976 in Ost-Berlin, absolvierte eine Ausbildung zur Friseurin, arbeitete als Tänzerin und Model. Seit 1990 ist sie journalistisch tätig, zunächst als Korrespondentin der „Jungen Welt“, seit 1991 als Feuilletonredakteurin und Journalistin für die „Berliner Zeitung“. 2003 wurde ihre Autobiografie *Schokoladenkind. Meine Familie und andere Wunder* im Rowohlt Verlag Berlin publiziert.

NS-Vergangenheit  
25.02.2011



© Steffen Unger

Teilung und Wiedervereinigung  
23.06.2011



© Peter Himself



Zuwanderung und Integration  
13.10.2011



© Katja-Julia Fischer



ISBN 978-3-86872-994-8

**FRIEDRICH  
EBERT**  
**STIFTUNG**  
Forum Berlin

PROJEKT  
**GESELLSCHAFTLICHE INTEGRATION**

